

Monatsschriften der C. G. XIV. Band. Heft 7.

Monatshefte  
der  
**Comenius-Gesellschaft.**

Herausgegeben von Ludwig Keller.



Vierzehnter Jahrgang.  
1905  
Viertes Heft.

Berlin 1905.

Weidmannsche Buchhandlung.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post jährlich 10 Mark.  
Alle Rechte vorbehalten.

# Inhalt.

|  | Seite |
|--|-------|
| Ludwig Keller, Latomien und Loggien in alter Zeit. Beiträge zur Geschichte der Katakomben . . . . .  | 213   |
| Stadtbibliothekar Dr. G. Fritz, Charlottenburg, Neuere und neueste Herderschriften . . . . .   | 233   |
| R. Pust, Berlin, Über Valentin Andreaes Anteil an der Sozietätsbewegung des 17. Jahrhunderts . . . . .   | 240   |
| Prof. Dr. J. Kvačala, Über einen Plan zur Herausgabe der gesammelten Werke des Comenius, mit einem Nachwort von Ludwig Keller . . . . .  | 248   |
| Besprechungen und Anzeigen . . . . .   | 253   |
| Alexander Wernicke, Schiller und der deutsche Idealismus (Paul Hohlfeld). — Cecilia Bååth-Holmberg, Schiller u. s. w. (G. H.) — Friedrich Zollinger, Johann Jakob Biedinger und seine Beziehungen zu J. A. Comenius (Brügel). — Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Bd. 15. (G. F.) |       |
| Bemerkungen und Streiflichter . . . . .  | 258   |
| Zur Erinnerung an Friedrich von Logau († Juli 1905). — Besprechungen über die Veröffentlichungen der C. G. — Kellers Schiller-Festschrift und die literarische Kritik.   |       |
| Berichtigung . . . . .   | 260   |

## Verzeichnis der eingegangenen Bücher.

Die Schriftleitung behält sich vor, über einzelne Werke noch besondere Besprechungen zu bringen.

Für unaufgefordert eingesandte Werke wird keine andere Gewähr wie die Namhaftmachung an dieser Stelle übernommen.

- |   |  |
|---|--|
| <b>Aktenstücke</b> zur Angelegenheit des Pfarrers D. M. Fischer an der Marksgemeinde in Berlin. 51 S. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1905. Preis brosch. 1 Mk.   | <b>Eberhard, E. H.</b> Handbuch der akademischen Vereinigungen an den deutschen Universitäten. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1904. Preis brosch. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.                                       |
| <b>Bartels, Adolf.</b> Das Weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend. 60 S. Weimar, Hermann Böhlau Nachfolger, 1905. Preis 50 Pfg.   | <b>Flügel, O.</b> Der Philosoph J. F. Herbart. A. u. d. T. Männer der Wissenschaft, Heft 1. 44 S. Leipzig, Wilhelm Weicher, 1905. Preis geh. 1 Mk.   |
| <b>Bockmühl, P.</b> Johannes Christianus genannt Otzenrath, ein treuer Zeuge aus der Kampfzeit der reformierten Kirche am Niederrhein aus dem Zeitalter der Reformation. 29 S. Odenkirchen, Druck und Verlag von Johannes Rummel, 1905. Preis 50 Pfg. | <b>Gedan, Paul.</b> Immanuel Kant, Physische Geographie, II. Aufl. 386 S. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1905. Preis 2,80 Mk.  |
| <b>Carstensen, C.</b> Aus dem Leben deutscher Dichter. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann, 1905. Preis geb. 2 Mk.  | <b>Grimm, Brüder.</b> Walthari-Lied, Der arme Heinrich, Lieder der alten Edda. Hamburg, Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze, 1905.  |
| <b>Cherbuliez, Victor.</b> Die Kunst und die Natur. 125 S. Ascona, C. v. Schmidz, 1905. Preis 2,35 Mk.  | <b>Grimm, Jacob.</b> Rede auf Schiller. 30 S. Hamburg, Gutenberg-Verlag, Dr. Ernst Schultze, 1904. Preis brosch. 50 Pfg., geb. 1 Mk.   |
| <b>Classen, Walther.</b> Christus heute als unser Zeitgenosse. 78 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 1905. Preis geb. 1 Mk.   | <b>Günther, Ludwig.</b> Kepler und die Theologie. Ein Stück Religions- und Sittengeschichte aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert. 144 S. Gießen, Alfred Töpelmann, 1905. Preis brosch. 2,50 M., geb. 3,50 M. |
| <b>Deutschland,</b> Monatschrift für die gesamte Kultur. Hrg. von Graf von Hoensbroech. 3. Jahrg. 1905. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. Bezugspreis für das Vierteljahr von 3 Heften 6 Mk.  | <b>Handtmann, K.</b> Worte und Reden Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II. 111 S. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission. Preis 0,80 Mk.  |

# Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

Schriftleitung:  
Dr. Ludwig Keller  
Berlin - Charlottenburg  
Berlinerstrasse 22.



Verlag:  
Weidmannsche Buchhandlung  
Berlin S.W.  
Zimmerstrasse 94.

---

Die Monatshefte der C. G. erscheinen im Januar, März, Mai, Septbr. und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10,—. Einzelne Hefte M. 2,—. Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

---

## Latomien und Loggien in alter Zeit.

Beiträge zur Geschichte der Katakomben.

Von

Ludwig Keller.

In Ägypten wie in Syrien, in Kleinasien wie in Mesopotamien, in Nordafrika wie in Griechenland, in Italien, in Frankreich, am Rhein und in vielen andern Ländern sind noch heute gewaltige Felsenbauten erhalten, die zum Teil in ihrer Anlage wie in ihrer Ausführung und Ausschmückung eine nahe Verwandtschaft zeigen. Offenbar ist die Mehrzahl dieser Gruftbauten Eigentum einer großen, über Morgenland und Abendland ausgebreiteten Genossenschaft gewesen, die für die Herstellung dieser Bauten feste und geheiligte Regeln besessen hat, Regeln, die, soweit es sich um die bautechnische Seite handelt, von Kollegien erfahrener Bauleute fortgepflanzt und durchgeführt worden sein müssen.

Diese wunderbaren Felsenbauten stellen sich heute, soweit sie erhalten sind, dem Forscher meist als unterirdische dar. Daneben aber gab es oberirdische Gruftbauten, deren heute erhaltene Zahl allerdings geringer ist, vielleicht weil sie der Verwüstung leichter ausgesetzt waren als die unterirdischen, die dem zerstörenden Zahn der Zeit oder absichtlicher Vernichtung Trotz geboten haben. Endlich aber findet sich auch eine Verbindung unterirdischer Hallen mit ganz oder halb freistehenden

Bauten, und manche Anlagen erstrecken sich tief in den Erdboden und sind oben aufgemauert. In der Regel sind die Mauern dieser Freibauten aus Steinquadern zusammengefügt, ihr Grundriß ist rechteckig oder viereckig und ihr Aufbau ist in ein oder zwei Geschossen angeordnet. Öfter besitzen die Freibauten Vorlauben mit Säulengängen oder Loggien, so daß ihre Säulentore den ausgeprägten Charakter einer Tempelfront besitzen.<sup>1)</sup> Meist sind die inneren Räume dieses oberirdischen Teils der Gesamtanlagen nur klein, aber häufig erscheinen sie in Gruppen, so daß eine Reihe solcher Tempelfronten dem Beschauer entgegentritt.

Auch diese oberirdischen Hallen entsprechen in der Art ihrer baulichen Anlage und Ausschmückung den in den unterirdischen Gruftbauten erkennbaren Grundsätzen. Sie zeigen Bogen-Nischen oder Arkosolien, in denen Sarkophage stehen konnten. Die Decke ist meist wagerecht eingedeckt und der Trauerraum ist wie bei den unterirdischen Felsentempeln nach allen Himmelsrichtungen dicht geschlossen. Das Bild der Sonne, deren Licht in diese Räume sich nicht ergießt, ist neben anderen Bildern und Zeichen als Symbol an geeigneter Stelle sichtbar. Ein mauerumschlossener Garten pflegte die Freibauten wie die Gruftbauten von der Umgebung abzuschließen.

Es ist bisher nicht möglich gewesen, zwischen den zweifellos aus vorchristlicher Zeit stammenden und den später ebenso zweifellos zu altchristlichen Kultzwecken gebrauchten Felsenbauten eine klare und feste Grenze zu ziehen. Noch neuerdings ist von A. Körte nachgewiesen worden, daß die vorchristlichen Gruftbauten in einem der für die Charakteristik der hier in Frage kommenden Kultgenossenschaft wichtigsten Punkte, nämlich in der Form der Grabstellen, genau übereinstimmen mit den Arkosolien in den nachweislich christlichen Felsenbauten.

Die Gräber der Toten befanden sich in diesen Gruftbauten und bereits seit mindestens dem dritten Jahrhundert verboten die Kaiser Maximinus und besonders Diocletian, die in diesen Bauwerken Stützpunkte der von ihnen verfolgten geheimen Gesellschaft der Christen erkannten, jegliche Versammlungen in den unterirdischen Felsentempeln. Lediglich als Friedhöfe (Koimeterien) fristeten die Bauten von da an vor dem Gesetz ihr Dasein und wurden allmählich von den beiden kämpfenden

---

<sup>1)</sup> Nic. Müller in der Realencyklopädie für protestantische Theologie. X<sup>3</sup>, S. 843 ff. (Artikel „Koimeterien“).

Organisationen, dem römischen Staate wie den „Gruftleuten“ als solche bezeichnet; die letzteren waren aus Gründen der Zweckmäßigkeit zur Ingebrauchnahme dieses Wortes genötigt, obwohl es für sie lange Zeit lediglich Deckname blieb.

Viele Jahrhunderte hindurch haben nach Ausweis erhaltener Inschriften hier auch kultische Versammlungen stattgefunden.<sup>1)</sup>

So wissen wir, daß hier im Mai oder Juni alljährlich das Rosenfest feierlich begangen wurde.<sup>2)</sup> Gelegentlich des Rosenfestes, sagt Nicolaus Müller<sup>3)</sup>, mögen mit der Schmückung der Gräber auch Mahlzeiten und Austeilung von Rosen unter die Anwesenden verbunden gewesen sein, wie dies bei den Nichtchristen geschah. Die Spuren kultischer Mahle sind in den meisten Gruftbauten aufgefunden worden, und insbesondere bilden die erhaltenen Trinkgläser (Goldgläser) mit ihren Zeichen und symbolischen Darstellungen einen den Archäologen wohlbekannten Fundgegenstand. „Es scheint üblich gewesen zu sein, sagt Victor Schultze, die Erinnerung an bestimmte freudige Ereignisse . . . in dem Bilde des Goldglases zu fixieren und dieses als Geschenk zu verwenden“<sup>4)</sup>, und Garucci erklärt, daß diese Gläser bei den Liebesmahlen (Agapen) in Gebrauch gewesen sind<sup>5)</sup>; den Gläsern entsprechen zahlreiche Funde an Messern, Gabeln u. s. w., die von den gelehrten Theologen, die an keinerlei kultische Mahle in den Gruftbauten glauben konnten und wollten, bis in die neueren Zeiten für Marterwerkzeuge gehalten worden sind.

Noch zu der Zeit, wo seit der Errichtung der christlichen Weltkirche die Benutzung der Gruftbauten zu Versammlungen unter strengen Strafen stand, fanden solche kultische Mahle statt und selbst Augustinus († 430) klagt im 5. Jahrhundert, daß die „Pest dieses Übels“ gar nicht auszurotten sei.

Aber nicht bloß kultische Mahle, sondern auch sonstige Kulthandlungen haben hier stattgefunden.

---

1) In einer der Grabkammern des Porticus S. Callisti stehen die Worte:  
Deus omnipotens custodi  
sacrificium.

Vergl. De Rossi, Roma sotterranea 1864 ff. I, S. 271.

2) Nach Kraus, Realencyklopädie der christl. Altertümer II, 700 f. ist in Griechenland die Feier des Rosenfestes noch im 13. Jahrhundert nachweisbar. In Ephesus wurde am Grabe Johannes des Evangelisten ein Rosenfest gefeiert. — Der Name Rosarium kommt im Sinne von Friedhof (Coemiterium) vor.

3) Realencyklopädie a. O. S. 833.

4) Victor Schultze, Die Katakomben, 1882, S. 193.

5) Garucci, Vetri ornati di Figure in oro etc., Rom. 2. Ausgabe 1864, p. XVII.

Noch heute lassen sich in abgelegenen Teilen des römischen Weltreichs Gruftbauten nachweisen, die neben einem kryptenähnlichen Raum, der zu Beisetzungs Zwecken diente, einen davon klar abgeteilten Tempel nebst Altar zeigen; erhaltene Inschriften lehren uns, daß die Gesamtanlage „Heroon“ hieß, und daß der Tempel Solarium (Sonnenhalle) genannt wurde; das symbolische Bild der Sonne, das den Tempel zierte, hat dem Raume den Namen gegeben. „Hiernach, sagt Nic. Müller<sup>1)</sup>, ist es bei Begräbnisstätten der obere, gewöhnlich bedeckte Raum, wo die Verwandten und Freunde der Beigesetzten oder die Mitglieder einer Genossenschaft<sup>2)</sup> sich versammelten . . . .“

Die Idee der Familie war es, deren Darstellung den Einzelverbänden dieser kultischen Genossenschaft vorschwebte und deren Angehörige sich daher schon in vorchristlicher Zeit als Brüder und Schwestern bezeichneten. Diese Idee schloß die Möglichkeit aus, Massen in einer Einzelorganisation zusammenzufassen, und gewaltige Hallen, wie sie die spätere Kirche baute, waren für die Zwecke dieser Genossenschaft nur an wenigen Mittelpunkten der Gesamtorganisation erforderlich.

Die familienartigen Einzelverbände pflegten ein selbständiges Leben unter eigener Leitung und unter bestimmten Namen zu führen. Dem Gesamtnamen der „Systeme“ — sehr früh begegnet der Name Systema — pflegten Zusätze beigegeben zu werden, wie z. B. „Zu den zwei Lorbeeren“ („Ad duas lauros“), „Zum befreiten Bären“ („Ad ursum pileatum“), oder sie nannten sich nach den Namen berühmter und verdienter Mitglieder.

Jede dieser Einheiten besaß wiederum eine weitgehende Gliederung in sich, die das Vorhandensein zahlreicher Räume schon deshalb bedingte, weil eine gleichzeitige Benutzung oft unvermeidlich war. Daher entsprachen viele, wenn auch kleine Räume dem Bedürfnis dieser Genossenschaften am besten; nur für besondere Zwecke waren an bestimmten Orten große Räume erforderlich.<sup>3)</sup>

---

1) A. O. S. 847.

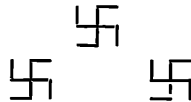
2) Diese Worte sind von uns gesperrt worden. Der Verf.

3) Es sind Räume von 30 Fuß Länge und 12 Fuß Breite oder von 8 m Breite und 4 m Tiefe nachweisbar. S. Nicolaus Müller in der Realencyklopädie f. protest. Theologie X<sup>3</sup>, S. 836 und 844. — Rohrbach fand zu Dàrà in Mesopotamien einen unterirdischen Raum, der so groß war wie eine kleine Dorfkirche (a. O. S. 844). Von der Nekropolis S. Giovanni bei Syrakus sagt Müller a. O. S. 854, daß die vorhandenen gewaltigen Felsensäule große Flächen bedecken.

Die Einzelverbände unterschieden sich von einander aber nicht nur durch Verbands-Namen, sondern auch durch bestimmte Abzeichen, die die Mitglieder trugen. Diese Zeichen wurden teils als Bänder um den Hals, teilweise aber auch am unteren Saume des Oberkleides, wo dieses die Oberschenkel berührt, und bei den erhaltenen Abbildungen der Fossoren auf dem Schurzfell getragen. Es kommen an letzteren Stellen u. a. folgende Zeichen vor:



und zwar werden dieselben in doppelter oder dreifacher Wiederholung, also z. B.:



oder:



angebracht<sup>1)</sup>. Es liegt in diesen Gebrauchsformen ein deutlicher Hinweis auf die verschiedenen Zwecke, die man mit der Anwendung dieser Zeichen zur Kennzeichnung der Gliederung der Einzelverbände verfolgte.

Gesetzt den Fall, daß nach Jahrtausenden und nach dem etwaigen Untergange der großen kirchlichen Literatur künftige Forscher nur den Resten des gotischen Kirchenbaus im Abendlande begegneten, so würden die Einsichtigen unter ihnen doch sofort nicht nur den inneren Zusammenhang der Genossenschaft, die jene Kultgebäude geschaffen hat, erkennen, sondern auch aus den baulichen Denkmälern auf eine große Literatur schließen, in der das Denken und Fühlen der Besitzer jener Kultstätten und ihrer geistigen Führer Ausdruck gefunden hat. Soll eine Gemeinschaft, die auf dem Gebiete der Baukunst wie der Malerei so gewaltige Denkmäler hinterlassen hat, auf dem für jede kultische Organisation wichtigsten Gebiete, dem der Religion, nichts geleistet haben?

Als das Christentum in die Welt trat, fand es die Genossenschaft, deren Mitglieder sich in den Felsen-Tempeln versammelten, bereits vor. Der allmähliche Übergang der Gruftbauten in den Besitz von Organisationen, die in der Lehre Christi die ihrige erkannten,

<sup>1)</sup> Vgl. Kraus, Realencyklopädie etc. II, 417; ferner De Rossi, Roma Sotterranea Vol. II, Tav. XX und Tav. XXI, XXII, Tav. d'Aggiunta A, Vol. III Tav. L u. s. w., u. s. w. und Perret, Les Catacombes de Rome etc. I, Pl. XXX

beweist, daß eine innere Verwandtschaft von je vorhanden gewesen ist. Denn wie hätten sonst Christen dieselbe Symbolik und dieselbe Zeichensprache für ihre Kulthandlungen benutzen können, die die vorchristlichen Organisationen für die ihrigen erdacht und erbaut hatten?

Klare Hinweise auf den Zusammenhang der Entwicklungen treten in der Verschmelzung entgegen, die sich zwischen Platonismus und Christentum im Neuplatonismus vollzogen hat. Wer die großen Wortführer dieser Genossenschaften kennen lernen will, der muß sie in der Geschichte des Platonismus, des Stoizismus, des Neuplatonismus und des Gnostizismus suchen<sup>1)</sup>.

Die „Schulen“ sind es, — wir kommen auf die Entstehung dieses Wortes noch zurück — die die Träger des religiös-philosophischen Lebens der „Gruftleute“ gewesen sind, jene „Schulen“, die als „Schulen der Philosophen“ in den Kämpfen der heidnischen Staatskirchen ebenso oft als der gefährlichste Gegner des „wahren Glaubens“ bezeichnet werden, wie in der beginnenden christlichen Staatskirche des römischen Kaiserreichs.

Seit der Begründung der christlichen Staatskirche unter Kaiser Konstantin, d. h. seit dem 4. Jahrhundert wurde jede Kulthandlung in den Felsenbauten verboten und es begann der Kampf der mit dem Staate verbundenen Kirche — dieser Name war in altchristlichen Zeiten unbekannt — wider diejenigen, die die alten Tempelhallen in der früheren Weise benutzten. So verbot z. B. die Synode von Elvira im Jahre 313 n. Chr. das Anzünden von Kerzen in den Felsentempeln, angeblich, weil die Seelen der Heiligen dadurch beunruhigt würden; sie erließ damit ein Verbot, das, wenn es befolgt wurde, den Gebrauch der alten Räume überhaupt unmöglich machte. Von derselben Zeit ab ließ die Staatskirche allmählich die Gebeine der Märtyrer, deren Verehrung noch immer viele Christen in die alten Kultstätten führte, in die Kirchen überführen und seit dem 5., 6. und 7. Jahrhundert begann der fernere Gebrauch der von der Kirche offiziell verlassenen Stätten in gläubigen Kreisen anrühlich zu werden. Nur unter dem Schleier des Geheimnisses durften die Beziehungen weiter gepflegt werden. Die Vereinsamung, die dadurch eintrat, wurde zur Verödung, seitdem man die ehr-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Keller, Christentum und Platonismus. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1900 und Ders., Die Akademien der Platoniker im Altertum. Nebst Beiträgen zur Geschichte des Platonismus in den christlichen Zeiten. Berlin 1899.



würdigen Hallen in Pestzeiten als Massengräber zu benutzen begann.<sup>1)</sup> Vom Ende des Mittelalters bis zum Schluß des 16. Jahrhunderts war die ganze unterirdische Gräberwelt mit ihren Hallen, Krypten und Tempeln völlig verschollen und auch nicht die leiseste Spur einer Kenntnis ist in der christlichen Literatur nachweisbar. Auch die ehemals innerhalb der alten Kultvereine üblichen und einst viel gebrauchten Namen, Formen und Zeichen sind aus dem Bewußtsein der Theologen und aller von diesen abhängigen Kreise getilgt, ja noch im 18. Jahrhundert ging die Meinung der Gelehrten dahin, daß in den Felsenbauten lediglich Steinbrüche zu erkennen seien, die einst der christlichen Kirche als Friedhöfe gedient hätten. Die Tatsache, daß es sich hier zugleich um Kultstätten einer uralten Genossenschaft handelt, die ihre Glaubenswelt in einer reichen Zeichensprache niedergelegt hat, ward verkannt.

Wenn man die große geschichtliche Bedeutung dieser einst so mächtigen Kultgenossenschaften ins Auge faßt, so muß die Unsicherheit, die bis auf den heutigen Tag in Sachen der Namenfrage herrscht, im höchsten Grade auffallen.

Ein überaus wertvolles Besitztum, ja ein geheiligter Schatz sind für jede große Organisation der oder die Namen, die sie von sich selbst gebraucht hat und in denen sich ihre gesamte Überlieferung gleichsam konzentriert. Solche Namen sind das Band, das die Mitglieder verknüpft, sie sind die Feldzeichen, unter denen sie die Kämpfe durchzufechten pflegt, ohne die bisher noch niemals eine neue Organisation zu Macht und Ansehen gekommen ist, und sie sind gleichsam die festen Punkte, an die ihre Existenz vor dem Gesetz anknüpft, die Titel, unter denen sie Rechte, Privilegien und Besitz erwerben, und an deren Festhaltung eben diese gesamten Rechte geknüpft sind.

Daher pflegen gerade die Namen, soweit irgend tunlich, von großen, zumal kultischen Organisationen mit größter Zähigkeit festgehalten zu werden — man weiß, welchen Wert die katholische wie die evangelische Kirche mit Recht auf diese ihre Namen legen — und daher läßt sich gerade an solchen Namen die Kontinuität einer Organisation am ehesten und sichersten nachweisen. Wo der Name erhalten geblieben ist, da hat sich auch das Wesen der Organisation, aus der der Name

<sup>1)</sup> Victor Schultze, a. O. S. 279.

erwachsen ist, im ganzen gleichmäßig und jedenfalls kontinuierlich, d. h. in einem ununterbrochenen geschichtlichen Zusammenhange fortgepflanzt.

In richtiger Erkenntnis dieser Bedeutung ist das Bestreben aller kämpfenden Richtungen stets darauf gerichtet gewesen, die Namen der gegnerischen Parteien zu entwerten, ihr Ansehen zu untergraben und so die Fahne der Gegner gleichsam in den Staub zu ziehen. Da das, was als vornehm und angesehen gilt, vielfach keineswegs nach Gesichtspunkten des inneren Wertes, sondern nach den Gesichtspunkten der Macht beurteilt wird, so haben die mächtigeren Organisationen gegenüber Minderheitsparteien meist leichtes Spiel gehabt, wenn es sich um eine solche Entwertung handelte; es war nicht schwer, dem Namen der Gegner irgend einen Makel anzuhängen, und alle berechnenden Köpfe trugen in der Regel den Wünschen der jeweilig stärkeren Partei Rechnung, indem sie wenigstens nicht widersprachen. Daher sind die Minderheitsparteien oft gezwungen gewesen, neue Wege wider diese Kampfweise einzuschlagen und die Mittel zu wählen, die schwer bedrohte Lebewesen auch in der Tierwelt wider übermächtige Feinde gebrauchen, indem sie sich durch Deckfarben und durch Angleichung vor Verfolgung und Vernichtung schützen. Aber auch diese Deckfarben, die wir in der Geschichte als Decknamen und Deck-Organisationen kennen, hängen mit der Entstehung und dem Wesen der bedrohten Minderheitsparteien auf das engste zusammen, und da gerade über deren Geschichte ein zum Teil absichtlich gewobener Schleier lagert, so bietet die Untersuchung solcher Decknamen, ihrer Entstehung, ihres Gebrauchs und ihrer Abwandlungen ein wertvolles Hilfsmittel, um Klarheit über Fragen zu gewinnen, die sonst vielleicht ewig in dem Dunkel bleiben würden, das man in der Not der Zeit darüber gebreitet hat.

Die Kampfmittel und die Entwicklungen, die wir hier im Auge haben, sind aus der Geschichte der ältesten Christen und aus deren Existenzkampf wider die Verfolgungen des römischen Staates den Kirchenhistorikern sehr wohl bekannt. Wir wissen heute, daß die Christen der ersten Jahrhunderte den römischen Staatsbehörden keineswegs stets unter dem Namen christlicher Gemeinden entgegengetreten sind. Vielmehr haben diese Gemeinden sich als innere Ringe solcher römischer Kollegien und Sodalitäten konstituiert, welche vor den

Staatsgesetzen die Rechte einer Korporation gewinnen konnten. Als solche Deckorganisationen haben die Brüder — so pflegten sich in jenen Jahrhunderten die Christen im vertrauten Verkehr ohne jeden Zusatz zu nennen — unter anderen die römischen Begräbnisvereine benutzt<sup>1)</sup>; man weiß, daß diese Korporationen, die im römischen Reich eine große Verbreitung erlangt hatten, auf Inschriften häufig unter der einfachen Bezeichnung *Cultores* oder auch *Cultores Dei* erscheinen.

Der Name Katakomben, unter dem wir heute die unterirdischen Gruftbauten und Kammern zusammenzufassen pflegen, ist in diesem Sinne verhältnismäßig neuen Ursprungs. Er ist aus dem Sprachgebrauch neuerer Forscher in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch übergegangen und rasch in weite Kreise gedrungen. Einer der Einzelverbände, die wir oben als Glieder der „Systeme“ erwähnt haben, und zwar derjenige, der späterhin *Coemiterium S. Sebastiani*, d. h. Friedhof des h. Sebastian, hieß, trug die Bezeichnung *Cata cumbas*, d. h. „bei der Schlucht“. Dieser nachmals sogenannte Friedhof lag an der *Via Appia*, wo sich das Gelände dermaßen senkt, daß man sehr wohl von einer Schlucht sprechen kann.<sup>2)</sup> Die Gruftbauten an der *Via Appia* waren die ersten, welche zu Ende des 16. Jahrhunderts von den gelehrten Theologen wieder entdeckt wurden, und indem diese den Namen „*Coemiterium in Catacumbas*“ vielleicht im Volksmund vorfanden, ward dieser Teil-Name allmählich für alle wieder an das Licht kommenden Gruftbauten in Gebrauch genommen. Jedenfalls wissen wir, daß das Wort Katakomben als Gesamtbezeichnung der Felsen-Tempel erst in den letzten Jahrhunderten allmählich in Gebrauch gekommen ist, und man kann das Bestreben der neueren Forscher, wie Nikolaus Müller und Kulakowsky, richtigere Namen an dessen Stelle zu setzen — Müller behandelt in seinem mehrfach erwähnten Aufsatz in der *Realencyklopädie für protestantische Theologie* die Geschichte der Gruftbauten unter dem Namen „*Koimeterien*“ — nur vollständig billigen. Bei dieser Sachlage bleibt aber die Frage offen, welche Namen in den Zeiten, wo die Gruftbauten ihren Erbauern und Besitzern noch als Kultstätten dienten, bei diesen selbst in Gebrauch gewesen sind.

---

<sup>1)</sup> De Rossi, *Roma sotterranea* I, p. 101 — 108. — Vgl. übrigens Th. Mommsen, *De Collegiis et sodalitiis Romanorum*. Kiliae 1843.

<sup>2)</sup> Näheres über den Namen Katakomben bei Nic. Müller a. O. S. 795.

Man hat auf das Wort *Heroon* hingewiesen und in der Tat kommt dieser Name vielfach vor. Erhaltene „*Heroa*“, wie das zu Saradschick in Lykien, lassen deren Anlage klar erkennen: sie zeigen einen Tempel oder einen tempelförmigen Oberbau und davon getrennt durch ein Tonnengewölbe eine Krypta oder einen kryptaartigen Unterbau, in dem die Gräber ruhten; in dem Tempel befindet sich ein Altar<sup>1)</sup>, d. h. es waren in diesen Grabstätten alle Einrichtungen für Kulthandlungen getroffen. Mit dem tempelförmigen Kultraum war in der Regel ein heiliger Hain mit fruchtbringenden Bäumen (Palmen) verbunden.

Das berühmteste antike *Heroon*, das in diesem Sinne zugleich Kultstätte war, ist das im Kephisos-Tal gelegene *Heroon* des Akademos gewesen, das Plato einst sich zum Schauplatz seiner Lehrtätigkeit gewählt hatte und das ja dann, wie man weiß, einem bestimmten „System“ der alten Kultvereine, das sich die Akademie oder die Akademiker nannte, den Namen gegeben hat. Die Niederung am Poseidonshügel neben dem Dorfe Kolonos, wo das *Heroon* sich befand, das Plato erweiterte und ausbaute, hieß schon damals *Akademeia*. Die überragende geistige Bedeutung, die der Leiter dieses *Heroon* besaß, und die damalige Weltstellung Athens ermöglichten eine Reorganisation, die unter Wahrung der alten Kultformen einen neuen Entwicklungsabschnitt einleitete<sup>2)</sup>.

Alle die baulichen Eigenheiten, alle die Symbole und alle die grundlegenden Gedanken, die aus anderen erhaltenen „*Heroa*“ zu uns sprechen, kehren auch in dem *Heroon* am Poseidonshügel oder in dem „System“ der „Akademien“ wieder. Die in den letzten Jahrzehnten aufgefundenen antiken Mosaikgemälde, die den Kulträumen der „Akademien“ entstammen, nämlich das einst in den Trümmern von Sarsina (Umbrien) ausgegrabene, und das im Jahre 1897 bei Pompeji in Torre Annunziata entdeckte Gemälde, geben über die Zeichensprache des Kultes dieser „*Heroa*“ erwünschten Aufschluß<sup>3)</sup>.

Wer sich von der Verwandtschaft der Symbolik, wie sie in den beiden erwähnten Mosaikgemälden und in der symbolischen Sprache der Gruftbauten zu Tage tritt, überzeugen will, den

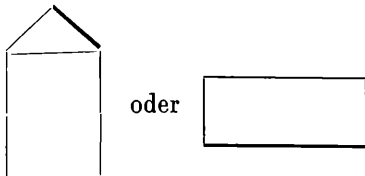
1) Vgl. Nic. Müller a. O. 794 und 846.

2) Näheres bei Keller, *Die Akademien der Platoniker im Altertum u. s. w.* Berlin, Weidmann 1899.

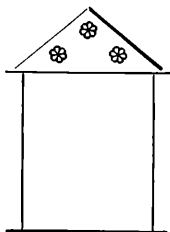
3) A. Sogliano, *L'Accademia di Platone in un Musaico Pompeiano.* Roma, Tipogr. della R. Accademia dei Lincei 1898.

verweisen wir auf die Darstellungen der sieben Männer, der drei Säulen, des Rhetors mit dem Stab (Schlangenstein), der Weltkugel, der Sonne, der Arca u. s. w., wie sie sich sowohl in den Gruftbauten wie auf jenen Mosaikgemälden finden.

Jünger als der Name „Heroon“ ist, wie es scheint, die in Inschriften der Tempelhallen vielfach vorkommende Bezeichnung „Haus“, Domus oder Domus aeterna (Oikos aionios), das durch die symbolischen Zeichen:



oder auch durch das Wort Arca (Archa) dargestellt wird. Beide Ausdrücke, sowohl das Wort „Haus der Ewigkeit“ wie das Wort „Archa“ bedeuten die Gesamtheit der Bruderschaft und mithin das, was späterhin das Wort Kirche (Gotteshaus), das zugleich auch das einzelne Kultgebäude bezeichnet, zum Ausdruck bringt. Wenn man weiß, daß das Symbol auch oft in dieser Gestalt



d. h. mit den Rosen im Giebelfelde als „Haus der Liebe“ und „Haus der Verschwiegenheit“ vorkommt, so begreift man den Ursprung des Namens Rosarium, der ebenfalls viele Jahrhunderte hindurch nachweisbar ist und der seit der Begründung der Staatskirche im Sinne von „Coemiterium“ vielfach gebraucht wird und auch in die kirchliche Literatur Eingang gefunden hat. Im Sinne von „Tempel“ aber wird späterhin innerhalb der Kultvereine weder das Wort Rosarium, noch Domus aeterna gebraucht; vielleicht deshalb nicht, weil schon seit den Zeiten Kaiser Konstantins das Wort Domus aeterna anrühlich ward und weil sein Gebrauch von den Kirchenvätern bekämpft worden ist.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die Belege bei Nic. Müller a. O. S. 876a.

Seit der neuen Entwicklung, die die alten Kultvereine seit dem 3. und 4. Jahrhundert nach Christus genommen hatten, war die Verhüllung der eigenen kultischen Organisation noch weit notwendiger als früher geworden, und neue Decknamen und Deckorganisationen waren, wenn man sich vor der Verfolgung der neuen Staatskirche schützen wollte, ein dringendes Bedürfnis. Solche Namen willkürlich zu schaffen war schwierig; man mußte, wenn man Verständnis finden wollte, an bereits vorhandene Namen und Organisationen anknüpfen.

Es war ein durch die Umstände gebotenes Gesetz, daß in der Kultgenossenschaft der „Brüder“ keinerlei Funktion, welcher Art auch immer, ausgeübt werden durfte, es sei denn von Mitgliedern. Sofern nun zur Ausführung bestimmter Pflichten, auch wissenschaftlicher, rednerischer, musikalischer u. s. w. eine Mehrheit von Brüdern erforderlich war, bildeten sich innerhalb der Gesamtheit naturgemäß Kollegien aus, die neben den sonstigen Gliederungen Verbände von einer gewissen Zusammengehörigkeit bildeten.

So ist in diesem Sinn wohl von dem „Kollegium der Redner“<sup>1)</sup> die Rede; besonders aber kehrt das „Collegium Latomorum“ häufig wieder.

Bei der Bedeutung, welche die Steinmetzen für diese gewaltigen unterirdischen Bauten besaßen, ist es nicht zu verwundern, daß sie innerhalb der Kultgemeinschaft, der sie dienten, eine wichtige Stellung einnahmen und daß altchristliche Inschriften gerade der Steinmetzen, die in der „Archa“ tätig waren, ausdrücklich gedenken.<sup>2)</sup>

Unter den Ämtern, die in den Inschriften erwähnt werden, erscheinen neben den Ältesten, die unter dem Symbol des widertragenden Hermes dargestellt und daher später wohl auch als Hirten (Pastores) bezeichnet werden, die Aufseher, die

<sup>1)</sup> Vergl. M C G 1899, S. 87.

<sup>2)</sup> Wir besitzen eine altchristliche Grabinschrift in griechischer Sprache, die in Übersetzung also lautet: „Hier in diesem unterirdischen Grabesraum mir eine Ruhestätte zu schaffen, habe ich als Gabe dem Grabeswächter und dem Steinmetzen (φόσσαρι) zehn Denare bestimmt. Ich bitte aber bei der Allgegenwart Gottes, weder in der Stoa noch in dem Garten (d. h. in dem über der unterirdischen Halle gelegenen Raum) einen Sarkophag aufzustellen oder eine Leiche beizusetzen außer denjenigen zwei Sarkophagen, die von Anfang an in Aussicht genommen waren.“ (Victor Schultze, Die Katakomben, Leipzig 1882, S. 81.)

Redner, die Schaffner und Pfleger, die Diener, schließlich auch die Steinmetzen und Bauleute<sup>1)</sup> und die Torwächter.

Dieses „Kollegium der Steinmetzen“ war für die Felsenhallen auch in jenen Jahrhunderten noch unentbehrlich, wo die letzteren von der Staatsgewalt und der Kirche lediglich als unterirdische Friedhöfe anerkannt waren. Die Kaiserlichen Erlasse, die die kultischen Versammlungen verboten, hoben zugleich alle Ämter, die kultischen Zwecken dienten, auf; die Kollegien der Fossoren — erhaltene Bilder zeigen, daß eben Steinmetzen in erster Linie darunter zu verstehen sind — mußten so lange geduldet werden, als man die Existenz der Gruftbauten als Begräbnisplätze duldete.

Wollten die „Ältesten“, die „Aufseher“, die „Schaffner“ und die gesamte Bruderschaft nicht verschwinden, so blieb ihnen der Ausweg, das geduldete Kollegium zu benutzen, um unter dem Deckmantel einer Gewerkschaft von Steinmetzen die alten Bräuche und den alten Glauben fortzupflanzen.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich diese Wandlung überall gleichmäßig vollzogen hat; je nach den Umständen haben die Verfolgten vielleicht auch eine andere Maske gewählt, wie denn z. B. auch literarische Vereine unter Umständen einen passenden Deckmantel darboten. Die Tatsache der Umwandlung selbst aber und auch der ungefähre Zeitpunkt wird durch eine merkwürdige Wahrnehmung kenntlich gemacht: In der Zeit nämlich, wo der Name des „Hauses der Ewigkeit“ (*Domus aeterna*) zurückzutreten beginnt, taucht unter den Eingeweihten der Name *Latomium*, d. h. Werkstätte von Steinmetzen, auf und erhält sich bis tief in die christlichen, bzw. kirchlichen Zeiten.<sup>2)</sup> Er wird genau in dem übertragenen Sinn zur Bezeichnung einer Kultstätte verwandt, in welchem viele Jahrhunderte später das Wort Bauhütte gebraucht wird.

Wenn man sich daran erinnert, daß schon Plato die Idee Gottes seinen Schülern unter dem Bilde des „Baumeisters der Welt“ nahe zu bringen gesucht hatte und daß der Gedanke, den

<sup>1)</sup> Mit Recht hat schon de Rossi a. O. III, 539 darauf hingewiesen, daß zu den Beamten-Kollegien (*Clerici*), die *Fossores* hießen, auch Künstler (Bauleute, Maler u. s. w.) gehörten.

<sup>2)</sup> Vergl. den Artikel von Nic. Müller a. O. Bd. X, 3, 795. — Weitere Belegstellen für den Gebrauch des Wortes *Latomium* im Sinne von *Domus aeterna* oder *Archa* siehe bei Boekh, *Corpus inscriptionum Graecarum* II, Nr. 2032 und Nr. 2043.

Christus durch die Lehre vom Gottesreiche ausspricht, im Platonismus durch den Bau des Tempels der Weisheit sinnbildlich dargestellt wird, so begreift man, daß es nicht schwer war, den weiteren Gedankeninhalt an die Werkzeuge von Bauleuten und Steinmetzen anzuknüpfen und ihn den Mitgliedern unter diesen Zeichen nahe zu bringen. Die Verschleierung, die man brauchte, war an der Hand dieser Zeichensprache ohne Schwierigkeiten durchzuführen.

Der Name Latomium trägt, sofern er zur Bezeichnung einer Kultstätte benutzt ward, den Charakter des Decknamens klar an der Stirne: er war für jeden Außenstehenden und Uneingeweihten eine irreleitende Bezeichnung und sollte es sein und er war bei seiner Vieldeutigkeit für die Strafverfolgung unerreichbar. Seit der Zeit aber, wo er sich als Geheimname durchgesetzt hatte, konnte er sich zur Bezeichnung jeder Organisation, die das Wesen der ursprünglichen Latomien beibehielt, sehr wohl fortpflanzen.

War aber der Grundsatz der Verschleierung einmal angenommen, so war es wünschenswert, neben dem Namen Latomium auch noch weitere Geheimnamen zu besitzen.

Die Ausdrücke Stoa, Porticus und Loggia sind ihrem eigentlichen Sinn nach gleichbedeutende Worte: was die griechische Sprache Stoa nennt, das nennt die lateinische Porticus und die italienische Lobia, Logia, Loggia.

Die Wörter bedeuten ursprünglich in allen drei Sprachen einen auf Säulen ruhenden Vorbau eines Gebäudes, der in der Regel als Torbau dient, dann aber werden sie im allgemeinsten Sinne zur Bezeichnung von Säulenhallen, Hallen jeder Art und zuletzt zur Bezeichnung jedes nach einer Seite offenen Raumes verwandt.

Nun begegnen aber die Worte Stoa und Porticus in Inschriften, die innerhalb der Grabkammern der Katakomben angebracht waren, in einem stark übertragenen Sinn: sie bezeichnen die Kultstätte im engeren und engsten Sinn und die Kultgemeinschaft, deren Zwecken jene dienten.

Es ist offenbar, daß hier ein vieldeutiger Name absichtlich in einem ganz bestimmten Sinn gebraucht wird, einem Sinne, der dann recht deutlich wird, wenn man weiß, daß die Aus-



drücke gleichbedeutend mit Didaskaleion oder Schola<sup>1)</sup> gebraucht werden und daß letztere Namen, sofern sie im Sinn eines Kultvereins auftreten, durchaus den Charakter des Decknamens an sich tragen.

Es gehört zum Wesen eines solchen Decknamens, daß er, sofern er Außenstehenden gegenüber verwendet wird, eine mehrfache Auslegung möglich macht: teils um die erforderliche Verhüllung zu erreichen, teils um die Zugehörigkeit des Sprechenden oder Schreibenden zu der betreffenden Organisation zu verschleiern. Während z. B. das Wort Kirche, wo es gebraucht ward, jede Vieldeutigkeit ausschloß, blieben die Ausdrücke Latomium, Porticus, Loggia u. s. w. für Außenstehende schwankende Begriffe und sollten es bleiben.

Die mannigfache und wechselnde Verwendung des Wortes Stoa ist ja bekannt genug; weniger bekannt ist, daß z. B. Cicero in seinen philosophischen Schriften das Wort Porticus genau in der Art benutzt, wie griechische Schriftsteller das Wort Stoa anwenden. So sagt Cicero z. B. von dem griechischen Philosophen Chrysispos, der um das Jahr 280 vor Christus geboren ist, daß dieser den „Porticus“ der „Stoiker“ durch seine Schriften gewinnen zu können glaube.<sup>2)</sup> Und von Zeno (geb. zu Citium auf Cypem um 358 vor Christus), den man in der Regel als den Gründer der „Stoa“ bezeichnet, sagt Cicero, dieser Philosoph und „sein gesamter Porticus“ schreie und lärmte in bestimmten philosophischen Fragen<sup>3)</sup>; und derselbe Cicero hält es für offenbar, daß Epikur jenen ganzen „Porticus“ für eine ungesunde philosophische Schule halte.

Der Sinn, den Cicero hier mit dem Worte Porticus verbindet, deckt sich genau mit dem Begriffe, den das Wort

---

<sup>1)</sup> Das Wort Schola hat den Begriff einer Unterrichts-Anstalt von Kindern, den wir heute damit verbinden, ursprünglich nicht. Im Altertum bezeichnete man auch Versammlungsräume, die anderen Zwecken dienten, mit dem Ausdruck Schola (Didaskaleion). Der Name wird später auch im Sinne von Ordo, Collegium, Congregatio, Bruderschaft oder Grad und Stufe einer Bruderschaft gebraucht. (Du Cange, Glossarium s. v. Schola und Ordo.) Auch zur Bezeichnung von Versammlungsräumen, welche der Gottesverehrung dienten, kommt das Wort Schola vor.

<sup>2)</sup> Cicero, Academ. II, 75.

<sup>3)</sup> Academic. posteriorum fr. 20: Clamat Zeno et tota illa porticus (scil. stoicorum) tumultuatur, hominem natum ad nihil aliud esse quam honestatem etc.

Schola in den vor- und nachchristlichen Jahrhunderten besessen hat, sobald es in der Zusammensetzung „Schola Philosophorum“ oder Philosophen-Schule gebraucht ward. Diese „Philosophen-Schulen“, deren eigentliche Träger nach Aussage ihrer kirchlichen Bekämpfer die Anhänger von „Geheimkulten“ waren, die den Eintritt nach Art der sog. Mysterien-Organisationen an eine rituelle Einweihung knüpften, waren angeblich Anhänger von Pythagoras und Plato und obwohl sie sagten, daß sie Christen und zwar echte Christen seien, wurden sie von den Anhängern der Weltkirche für Häretiker erklärt.<sup>1)</sup>

Trotz der allmählichen Zurückdrängung des Wortes Porticus erhielt sich bis in die spätkirchlichen Zeiten auch die ursprüngliche Bedeutung, nämlich die des Säulentors als Eingang zu unterirdischen Kulträumen und zwar kommt das Wort in diesem Sinn im kirchlichen Sprachgebrauch gelegentlich auch dann noch vor, als die offizielle Kirche die Gräfte der Katakomben bereits aufgegeben und deren Benutzung zu Kultzwecken ihren Gläubigen verboten hatte.

So nannte man noch im dritten Jahrhundert den Vorbau der Krypten, in denen man die hohen kirchlichen Würdenträger beizusetzen pflegte, „Porticus“ und diese Säulenhalle ward selbst zur Vornahme heiliger Handlungen und als Kultstätte (Sanctuarium) angesehen und benutzt.<sup>2)</sup>

Als im Laufe der späteren Zeiten das Wort Porticus gleichzeitig mit der lateinischen Verkehrssprache mehr und mehr abstarb, trat das Wort Lobia an seine Stelle.

Dieses Wort, das aus dem althochdeutschen Sprachschatz (Loubjá, Louba) stammt, begegnet später in der Volkssprache der Lombardei und Piemonts in der Form Lobia und ist von hier aus, ähnlich wie andere Ausdrücke, in die frühlateinische Schriftsprache und dann in den italienischen und seit dem 13. Jahrhundert oder früher auch in den französischen Sprachschatz übergegangen. Die Wurzel des Wortes ist Laub, d. h. Frons oder

1) Vgl. MCG 1899, S. 55 und die dort angeführten Belegstellen.

2) Vgl. Du Cange, Glossarium etc. Tom V, p. 364: Porticus, improprie pro Sanctuarium, seu orientalis ecclesiae pars, in qua majus altare erigi solet und die dort angeführte Belegstelle, welche den Porticus als Vorhalle der Krypta kennzeichnet.

Stirnseite, Vorderseite, Vorderbau, Vorbau.<sup>1)</sup> Dieser Abstammung entsprechend bedeutet das Wort in genauer Übersetzung der Worte Stoa und Porticus einen auf Säulen ruhenden Vorbau, oder, wie es in einer mittelalterlichen Übersetzung des Wortes Lobia heißt, eine Vorlaube.<sup>2)</sup>

Die baulichen Formen dieser Loggien sind uns in derjenigen Gestalt, die sie einst als Säulentore und Vorhallen der Felsen-Tempel besaßen, durch erhaltene Baudenkmäler genau bekannt. Da sie einen wesentlichen Teil der alten Tempel selbst bildeten, so besaßen auch sie in ihren wichtigsten Teilen feste und geheiligte Formen.

Dieses Säulentor empfing alle diejenigen, die in die inneren Räume der Tempel Einlaß beehrten, und war der Teil, welcher Allen offen stand, während die inneren und innersten Hallen sich keineswegs Allen öffneten.

Es war unter diesen Umständen um so natürlicher, daß der Name Loggia gelegentlich auch gebraucht ward, um den gesamten Tempel und die gesamte Kultgemeinschaft zu bezeichnen, weil diese Vorhalle in ihrer Anlage wie in ihrer Ausschmückung und Symbolik dem Eingeweihten die wesentlichen Gedanken der kultischen Ideenwelt andeutete. Es kam hinzu, daß auch dieser Name bei seiner Unbestimmtheit vorzüglich dazu geeignet war, um in Zeiten schwerer Kämpfe als Deckname zu dienen. Kein Strafgesetz konnte den Eintritt in eine Loggia u. s. w. verbieten, solange der Begriff dieses Wortes unbestimmt blieb und allerlei wechselnde Bedeutungen besaß.

1) Zur Geschichte des Wortes s. Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. VI (1885) S. 290. Ferner Du Cange, Glossarium mediae et infimae Latinitatis ed. G. A. Hensche (1885) Bd. V, S. 131 u. 137 und Ed. Brinckmeier, Glossarium diplomaticum etc. Hamburg u. Gotha 1855, Bd. II, S. 83 u. 88.

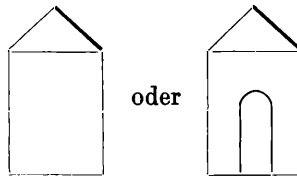
2) In den Acta Sancti Augustini II, 559, findet sich in frühmittelalterlicher Sprache folgender Bericht: „Domum episcopalem de novo aedificavit lapideam amplam et tegulis textit et in illa parte ejusdem domus, quae respicit ad orientem, stationem quandam construxit, quae vulgari lingua logis appellatus . . . cum pulcherrimis columnis exornatum . . . d. h. er errichtete einen neuen bischöflichen Palast und baute an dessen Ostfront einen Vorbau, den man in der Volkssprache „Logis“ nennt, der mit Säulen auf das schönste ausgestattet war. (Hier nach Brinckmeier a. O. II, 88.) — Bei Puricelli, Ambros. Basilic. p. 1170 heißt es: „et etiam lobiam, per quam intrant canonici ecclesiam S. Ambrosii“, also lobia = Eingangstor der Kirche S. Ambrosii. Viele ähnliche Belegstellen bei Brinckmeier in a. O. II, 83 (Lobia) und II, 88 (Logien).

Wenn es nun gar gelang, die Namen Porticus und Loggia im ähnlichen Sinne zu Namen einer Geistesrichtung im allgemeinen Sinne zu stempeln, die mit den alten Kultgebäuden insofern nur in einem rein äußerlichen Zusammenhang stand, als ihre Anhänger an keinerlei Kulthandlungen teilzunehmen brauchten, so war die Gewinnung fester Handhaben für die Anwendung staatlich-kirchlicher Zwangsmaßregeln fast unmöglich.

Der Porticus oder die Loggia stellten in ihrem Grundriß, der sich auf dem Fußboden und an der Decke dem Beschauer zeigte, ein längliches Viereck in dieser Gestalt dar,



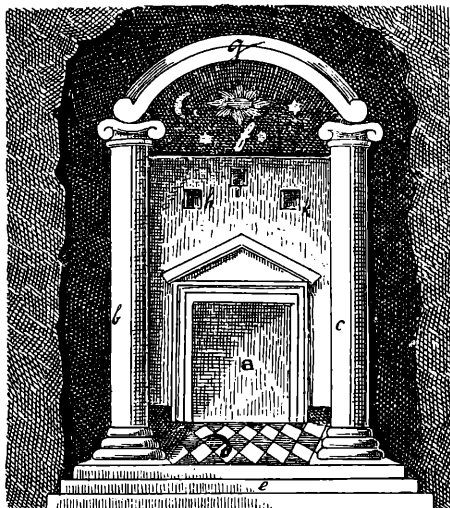
während der Aufriß, der dem Eintretenden zunächst sichtbar wurde, folgende Grundformen zeigte<sup>1)</sup>:



Den ersten und stärksten Eindruck boten beim Eintritt die beiden großen Säulen, die rechts und links vom Beschauer sich erhoben. Sie wurden eingefast von einem stark hervortretenden Rahmen, nämlich von der zackigen Felswand, die an allen Seiten die Loggia einschloß. Stets führten vom Erdboden zu dem Estrich eine Reihe von Stufen empor; der Estrich (Fußboden) selbst war mit musivischem Pflaster in der Form eines Schachbrettes belegt. Die Säulen trugen ein gewölbtes Dach; die Gewölbe-Decke war mit einer Nachbildung des gestirnten Himmels, mit Sonne, Mond und Sternen geziert. In die Hinterwand des Porticus war die Tür zu den inneren und innersten Teilen des Tempels eingelassen; oberhalb der Tür pflegten drei Fenster angebracht zu sein; vielleicht war die Rückwand auch mit symbolischen Zeichen harmloser Art versehen, die dem Eingeweihten viel, dem Außenstehenden nichts sagten oder verrieten.

<sup>1)</sup> Vgl. MCG 1905, S. 56.

Mithin stellte sich das Bild der Loggia etwa folgendermaßen dar:



- a.* Eingangstür des Felsen-Tempels.      *f.* Gewölbte Decke der Loggia (meist  
*b.* und *c.* Zwei freistehende Säulen.      verziert mit Bildern der Himmels-  
*d.* Mosaik-Fußboden der Loggia.      körper).  
*e.* Stufen als Aufgang zur Loggia.      *g.* Überdachung der Loggia.  
*h, i* und *k.* Drei Fenster (Lumina).

Das Ganze ist in eine Felsenwand eingebaut, daher befindet sich rings herum ein zackiger Felsenrand.

So lange der Ausdruck *Loggia*, der dem Volksmunde entstammte, noch nicht in die Schriftsprache übergegangen war, erhielt sich in Italien, wo seit dem 14. und 15. Jahrhundert gewisse Kultvereine unter dem Namen der „Akademien“ bekannt wurden, der Name *Porticus* in dem ehemals gebrauchten Sinne.

Jene „Schulen“ des 15. und 16. Jahrhunderts, die sich selbst „Akademien“ nannten, die von neueren Forschern, wie Ferd. Gregorovius und Ludwig Pastor, „klassische Logen“ genannt werden, nannten im vertrauten Verkehr ihre Organisation *Porticus*, und zwar kehrt diese Bezeichnung sowohl in Süditalien (Neapel), wie in Mittelitalien (Rom), wie in Norditalien (Venedig) wieder; sie muß also im vertrauten Sprachgebrauch der sogenannten Akademien zu jener Zeit ziemlich allgemein üblich gewesen sein<sup>1)</sup>.

Gleichwohl könnte dieser Name einer zufälligen Laune entspringen, wenn nicht die überaus merkwürdige, bisher aber

<sup>1)</sup> Die Nachweise s. bei Keller, Die römische Akademie und die altchristlichen Katakomben, MCG 1899, S. 91 ff.

in ihrer Bedeutung nicht genügend gewürdigte Tatsache vorläge, daß diese „klassischen Logen“ eben in den „Loggien“ der sog. Katakomben geheime Versammlungen gehalten haben.<sup>1)</sup> Die Eingeweihten verstanden also sehr wohl, was gemeint war, wenn vom „Porticus“ die Rede war; die Außenstehenden aber sollten es nicht verstehen und haben es nicht verstanden, meist sogar nicht bis auf den heutigen Tag.

Die vertraulichen Briefe, in denen die Mitglieder der Akademien von ihrem „Porticus“ (gelegentlich wird auch der Name „Stoa“ gebraucht) sprechen, sind in lateinischer Sprache von Gelehrten geschrieben, die der griechischen Sprache kundig waren; deshalb ist es natürlich, daß sie die alten Decknamen in ihrer lateinischen und griechischen Form gebrauchten. Hätten sie ihre Briefe in italienischer Sprache geschrieben, so würden sie anstatt von der „Stoa“ und dem „Porticus“ von der „Loggia“ gesprochen und dieselbe Sache gemeint haben.

Ähnlich wie einst die Worte Loggia und Latomium in doppelsinniger Art zugleich als Namen für verbotene Kultstätten und Kultvereine dienten, so kehren die Worte Lodge, Loge und Bauhütte vom 16. und 17. Jahrhundert ab in beabsichtigt doppelsinniger Verwendung wieder. Schon im 16. und 17. Jahrhundert werden die Wörter Lodge, Loge und Bauhütte gebraucht, um einen Orden, wie man damals sagte, d. h. eine für kultische Zwecke geschaffene Organisation zu bezeichnen.

Natürlich blieb der verschiedenartige Gebrauch der erwähnten Namen erhalten, ja er erweiterte sich noch und je mehr er sich erweiterte und verallgemeinerte, um so mehr steigerte sich seine Verwendbarkeit. Schließlich fand man nichts darin, jeden beliebigen Raum eine „Loge“ zu nennen, und so hießen Zuschauerzellen der Theater und Warteräume von Pfortnern u. s. w. schließlich ebenso „Logen“ wie große Gebäude, welche gewissen Gesellschaftszwecken nach der Art der alten Latomien dienten; auch der Name „Latomia“ blieb innerhalb dieser Organisationen erhalten.

Neben allen diesen Wortbedeutungen erhielt sich aber auch bis tief in das 18. Jahrhundert hinein eine andere, nämlich eben diejenige, die wir oben skizziert haben: das Bild der Tempelfront,

---

<sup>1)</sup> Die urkundlichen Nachweise bei Keller, Die römische Akademie u. s. w. MCG 1899, S. 63 ff. Auch im Buchhandel unter dem gleichen Titel in den Vorträgen und Aufsätzen aus der C. G. in der Weidmannschen Buchhandlung, Berlin 1899, erschienen.

wie wir es oben auf S. 231 gegeben haben, auf eine Tafel gezeichnet, wird Loge genannt, und zwar taucht dieser Wortgebrauch in gewissen im Stillen wirkenden Kultgesellschaften des 16., 17. und 18. Jahrhunderts auf, die von ihren Gegnern als geheime Gesellschaften bezeichnet zu werden pflegten und die sich seit dem Jahr 1717 unter dem Schutze des englischen Staats zuerst öffentlich Logen nannten und unter diesem Namen eine öffentlich-rechtliche Stellung erlangten.

Gewisse Figuren, die eine bildliche Darstellung der oben geschilderten und abgebildeten Loggia geben, eben jener Loggia, durch die einst alle Neulinge, die den Eintritt in den Tempel suchten und wünschten, in drei Schritten geführt wurden, gelangten in diesen Logen als Tapis zu einer ritualmäßigen Verwendung.<sup>1)</sup>

---

## Neuere und neueste Herder-Schriften.

Von

Stadtbibliothekar Dr. G. Fritz-Charlottenburg.

---

Die Jahrhundertfeier für Herder am 18. Dezember 1903 hat in Tausenden deutscher Herzen das Andenken des Mannes neu erstehen lassen, der als ein weitschauender Prophet an der Schwelle des gegenwärtigen Zeitalters neue Wege zu neuen Zielen in der Richtung der Entwicklung der allgemeinen menschlichen Kultur gewiesen hat und, obwohl noch fest im Jahrhundert der Aufklärung wurzelnd, unser von dem Gedanken der naturwissenschaftlichen und sozialen Evolution beherrschtes Geschlecht in seinen Schriften häufig genug wie ein Moderner anmutet. Und nicht nur dies: auch die Vielseitigkeit seines Wesens, seine erstaunliche Begabung, aus allem, das sich seinem unermüdet suchenden Geiste bot, Anregung zu schöpfen und zu fruchtbarer, weit über seine Zeit hinausgehender Wirkung mitzuteilen, das alles hat es bewirkt, daß die Persönlichkeit Herders auch heute noch nicht aus der Ferne zu uns spricht,

---

<sup>1)</sup> Die Tatsache, daß diese Figuren einst „Loge“ genannt wurden, wird bestätigt in folgenden Schriften: *Le Secret des Francs-Maçons* (par M. l'Abbé Pérau) 1742. Ferner in *l'Ordre des Francs-Maçons trahi etc.*, Amsterdam 1745 und in *Nouveau Catechisme des Francs-Maçons etc.*, (1747).

sondern in greifbar lebendiger Beziehung zu den Problemen und Aufgaben der Gegenwart vor uns dasteht.

Erst jetzt ist es möglich, einen Überblick über die wissenschaftlich-literarischen Ergebnisse zu gewinnen, die, teils in Buch- oder Broschürenform, teils in Zeitschriften oder Tageszeitungen erschienen, dem Andenken Herders gewidmet sind; fast unübersehbar ist die Reihe der Vorträge und Aufsätze, in denen versucht wird, die Persönlichkeit des großen Mannes nach den verschiedenen Seiten seines Wesens hier zu würdigen. Nur das Wichtigste kann hier Erwähnung finden, in allem übrigen verweise ich auf den 13. Band (1904) der Bibliographie der deutschen Zeitschriften-Literatur (Leipzig, Felix Dietrich), wo unter dem Schlagwort „Herder“ nicht weniger als 71 einschlägige Artikel namhaft gemacht werden.

So viel neue Beiträge zur Herderliteratur auch erschienen sind, so wird man doch immer wieder gern zu der trefflichen Biographie Eugen Kühnemanns greifen (München, C. H. Beck 1895, 413 S.). Mit psychologischem Tiefblick weiß der Verfasser in das Seelenleben Herders einzudringen und das Streben und Ringen dieser Kämpfernatur in tragischem Lichte erscheinen zu lassen. Von ganz anderen Gesichtspunkten aus hat neuerdings Richard Bürkner in seinem Buche „Herder, sein Leben und sein Wirken“ (Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1904, 287 S.) es unternommen, uns die Gestalt Herders nahe zu bringen. Das Buch gehört zu der von A. Bettelheim herausgegebenen Serie „Geisteshelden“; es schildert dem Charakter dieser Sammlung entsprechend in klarer, verständlicher Sprache den Entwicklungsgang Herders und verweilt mit besonderer Liebe bei der Darstellung seiner Beziehungen zu den religiösen Fragen und seiner weitausgebreiteten Tätigkeit im geistlichen Amte. Vortrefflich ist die Schilderung der einsamen Bückeburger Jahre, nicht minder die von Herders Verhältnis zu Goethe und den übrigen großen Zeitgenossen, die bestimmend auf ihn eingewirkt haben. Gegenüber zahlreichen biographischen Einzelheiten, die freilich dazu beitragen, den Inhalt des Buches lebensvoll zu gestalten, wäre zu wünschen, daß der Verfasser etwas ausführlicher auf die Werke Herders eingegangen wäre: der Inhalt der „Ideen“ und ihre Wirkungen werden nur flüchtig angedeutet, auch die „Humanitätsbriefe“ werden in wenig ausgiebiger Weise gewürdigt, wobei indessen anerkannt werden muß, daß der verhältnismäßig geringe



Umfang des Werkes bei der Überfülle des Stoffes zu weiser Beschränkung nötigte.

Der Herausgeber der „Monatsschrift für die kirchliche Praxis“, Professor D. Otto Baumgarten zu Kiel, der sich schon seit dem Jahre 1888, wo seine Schrift „Herders Anlage und Bildungsgang als Prediger“ erschien, mit dem großen Theologen beschäftigt hatte und mithin dazu berufen war, auch jetzt sich zur Sache zu äußern, hat im Laufe des Jahres 1904 im Frankfurter Hochstift fünf Vorträge über Herder gehalten und diese dann unter dem Titel: „Herders Lebenswerk und die religiöse Frage der Gegenwart“ (Tübingen, Mohr 1905) als selbständige Schrift erscheinen lassen. Für Baumgarten ist der Inhalt des eigenen religiösen Bewußtseins der Maßstab, an dem er Herder mißt; er erhebt Einspruch gegen die Versuche, Herder zum Eideshelfer des modernen liberalen Christentums zu machen, und sucht nachzuweisen, daß Herder doch ein Kind der Zeit war, in der er gelebt und gewirkt hat. Ebenfalls nach dem Gedenktage hat Pfarrer Dr. phil. Hermann Dechent in Frankfurt a. M. den Vortrag, den er bei Gelegenheit der theologischen Konferenz zu Gießen gehalten hat, unter dem Titel: „Herder und die ästhetische Betrachtung der heiligen Schrift“ (Gießen, Ricker 1904) als selbständige Schrift herausgegeben. Dechents Absicht war es nach seiner eigenen Erklärung nicht, in den Gang der Forschung einzugreifen, er will vielmehr das bereits Erforschte für die Gegenwart verwerten. Er hofft und wünscht, daß die Prediger wie die Religionslehrer mehr als bisher mit den Augen und der Betrachtungsweise Herders die Bibel lesen und verstehen.

In die Reihe dieser von theologischer Seite stammenden Würdigungen gehört auch das Buch von Karl Sell, die Religion bei Lessing, Herder, Schiller, Goethe, das die von Heinrich Weinell begonnene Sammlung „Lebensfragen“ als erster Band einleitet (Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr [Paul Siebeck] 1904). Sell erkennt in Herder den Vorläufer Schleiermachers und den Propheten, der die Zeitgenossen aus der Ideenwelt jener im schlimmen Sinne des Wortes verstandenen Aufklärung hinausführte; er war es, der das Losungswort der neuen Zeit: „Humanität“ formuliert und diesem vielfach mißbrauchten Ausdruck einen tiefen Inhalt gegeben hat. Herder vertritt nach Sell zwar keine liberale, aber eine freiere Auffassung

des Christentums und ist mithin in diesem Sinne ein Vertreter des christlichen Humanismus, wie ihn auch der Mann vertreten hat, dessen Andenken ihm soviel galt, nämlich Comenius.

Mit besonderem Nachdruck weist Sell (S. 78) auf die Bedeutung der „Briefe, das Studium der Theologie betreffend“, hin, von denen er u. a. sagt: „Sie sind heute noch, nach einviertelhundert Jahren das schönste deutsche Buch, das wir zur Einführung in ein frommes und freies Verständnis der Bibel haben.“ Sell hat darin vollkommen recht und es ist daher mit Freude zu begrüßen, daß Hermann Dechent, dessen Herder-Schrift wir oben erwähnten, sich entschlossen hat, uns eine neue Ausgabe dieser Briefe in Auswahl zu schenken; sie sind vor einigen Monaten erschienen unter dem Titel: „Herder, Das Studium der Theologie, Brief 1—24.“ Herausgegeben von H. Dechent (Verlag von K. G. Th. Scheffer, Leipzig. Preis 2,40 Mark). Wir können Dechent nur voll zustimmen, wenn er sagt, daß diese Briefe sehr vieles enthalten, was jedem religiös gestimmten Laien zu reicher Anregung dienen kann, und daß sie sehr dazu geeignet sind, zur Versenkung in die Welt der Bibel Anleitung und Anregung zu geben. Wir wünschen der neuen Ausgabe die weiteste Verbreitung.

Eine bescheidenere, wenngleich überaus anziehende Aufgabe hat sich Karl Muthesius gestellt in seinem Büchlein „Herders Familienleben“ (Berlin, Mittler & Sohn, 1904. 78 S.): mit erquickender Frische werden hier die Lichtseiten geschildert, die Herders häusliche Verhältnisse aufweisen, gleichsam als Brennpunkt aller reinmenschlichen und sympathischen Züge der als Charakter vielfach verkannten und ungerecht behandelten Persönlichkeit. In knappster Form versucht Ad. Wiegand in einem Schriftchen „Herder in Straßburg, Bückeburg und in Weimar“. Ein Erinnerungsblatt etc. (Weimar, H. Böhlau Nachf. 1903. 53 S.) eine Darstellung von seinem Leben und seiner Tätigkeit zu geben, desgleichen Albert Landenberger, dessen Beitrag das 216. Heft der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ (Stuttgart, Chr. Belsler, 1903. 55 S.) umfaßt. Die Beiträge der beiden Letztgenannten erheben sich freilich nicht über das Niveau einer Skizze.

Treten die genannten, in selbständiger Form erschienenen Schriften mit dem mehr oder weniger berechtigten Anspruch auf, der Persönlichkeit Herders in ihrem ganzen Umfange gerecht zu

werden, so beschränken sich andere und daneben weitaus der größte Teil der zur Feier des Herdergedenktales erschienenen Zeitschriftenaufsätze darauf, die Bedeutung des Mannes im einzelnen, sein Verhältnis zu bestimmten Problemen zu beleuchten. „J. G. Herder und seine Geschichtsphilosophie“ betitelt sich ein neuer Beitrag E. Kühnemanns, erschienen in der Deutschen Monatsschrift (1903/04. Bd. 5, S. 338 ff.). Die Geschichtsphilosophie bezeichnet Kühnemann als die eigentliche Tat Herders, als das Zeugnis seiner Seele. Der Begriff der Menschheit bekam für ihn einen neuen Sinn: sie lebt für ihn in jedem Volk, das ist Herders Problem. Er hat zuerst die Ethnographie als Grundlage des geschichtlichen Verstehens zur Geltung gebracht und die Menschenliebe, das allgemeine brüderliche Gefühl der ganzen Welt gegenüber betont. Fein beleuchtet auch Kühnemann Herders Streit mit Kant, diesen „welthistorischen Konflikt“, und sein tragisches Ringen nach dem Unerreichbaren. Durchaus modern ist Hans Lindaus Aufsatz „Herder“ in „Nord und Süd“ (1903. Bd. 107, S. 290 ff.): er schildert dessen Beziehungen zur modernen Geistesgeschichte, zu Fechner, Darwin, Nietzsche, Spencer, Wundt u. a., hauptsächlich im Anschluß an die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. In Ludwig Gurlitts Artikel im „Türmer“ (1903/04. Bd. 6, S. 279 ff.) wird Herder mit Unrecht vorgeworfen, er sei zur kosmopolitischen Humanität geführt worden anstatt zum Deutschtum. Gurlitt vergißt dabei, daß, wie Kühnemann ausgeführt hat, wir gerade Herder die Weite der geistigen Bildung verdanken, auf die wir als Volk mit Recht stolz sind, und daß Herder gerade nach dieser Richtung hin im höheren Sinne national gewirkt hat. Im einzelnen behandelt Gurlitt Herders Verhältnis zur Antike, zur Kirche, zur bildenden Kunst und empfiehlt ihn zum Schluß dem jetzt lebenden Geschlecht als Wegweiser zu deutschem Idealismus.

Keine eigentliche Herderschrift, aber doch aus Herderschem Geiste entstanden und sich im wesentlichen auf dessen Gedanken stützend, ist das Herders Andenken gewidmete Buch August von Reinhardts „Die Pflege des reinen Menschentums“ (Berlin, Alfr. Unger 1904, 95 S.). Der Verfasser unternimmt darin, sich über den Begriff der Humanität und die sich daraus ableitenden, für die menschliche Gesellschaft wichtigen Fragen klar zu werden, zu deren Beantwortung Herder die Grundlagen gelegt hat. „Menschentum“ als das Wesen des Menschen, seine

Gaben und seine Naturausrüstung wird unterschieden von der „Humanität“, der Pflege und Betätigung dieser Gaben. Reines Menschentum ist das in allen Räumen und Zeiten sich gleich bleibende gemeinsame Menschenwesen nach Abzug alles Trennenden. Im Siege der Nächstenliebe über das Ichtum liegt der eigentliche Menschenwert, der sich weiter in Vernunft, Gewissen, Schönheitsgefühl ausprägt. In seinen Ausführungen über das Wesen der Humanität geht der Verfasser vornehmlich auf Herders „Ideen“ ein. Mit dem oben angeführten Ausspruch Kühnemanns berührt sich der Satz, daß Deutschland dazu bestimmt sei, den Kulturgehalt der gesamten Menschheit in sich aufzunehmen.

Von den Stimmen des Auslandes zur Herderfeier ist zu erwähnen die Festrede „Herder and religious thought“, die Charles J. Little vor dem German Department of the Northwestern University, Evanston, Illinois, gehalten hat (Reprint from the methodist Review, March-April 1904. 9 S.), ein erfreuliches Zeugnis für das Gefühl der geistigen Gemeinschaft, das die Völker germanischen Stammes diesseits und jenseits des Ozeans verbindet. Der Redner geht aus von Herders Bedeutung als Prediger, als Verkündiger der göttlichen Offenbarung und des Entwicklungsgedankens, wie er in Natur und Humanität zum Vorschein gelange. In geistvoller Weise werden Bibel und Christentum in Beziehung zum religiösen Leben der gesamten Menschheit gesetzt und Herders Verhältnis zur hebräischen Poesie, zu Spinoza, Goethe und Kant aufgezeigt in Ausführungen, die eine außerordentliche Vertrautheit mit deutscher Geistesgeschichte erkennen lassen.

„Herder und Kant. Der deutsche Idealismus und seine Bedeutung für die Gegenwart“, zwei Vorträge von Meyer-Benfey (Halle, Gebauer-Schwetschke 1904, 114 S.) seien hier wenigstens kurz erwähnt, ebenso R. Wielandts in gleichem Verlage erschienene Schrift „Herders Theorie von der Religion und den religiösen Vorstellungen“, ein auf gründlichen Studien beruhendes und dabei fesselnd geschriebenes Buch. Als inhaltlich verwandt damit ist zu bezeichnen der Beitrag des amerikanischen Pfarrers Göbel „Herder und Schleiermachers Reden über die Religion“ (Gotha, J. Perthes 1903, 103 S.), eine Zurückführung der Anschauungen des letzteren auf Herdersche Ideen. Auch das Buch „Hamann und Kant, ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie im Zeitalter der Aufklärung“ von Heinrich Weber (München, Beck 1904, 238 S.) ist zur Herderliteratur hinzu-

zurechnen wegen der großen Bedeutung der beiden Männer für Herders Entwicklungsgang.

Ganz dem Gedächtnis Herders gewidmet ist ein Heft der „Pädagogischen Blätter“ Bd. 32, Heft 12 (Gotha, E. F. Thienemann). Von den sechs darin enthaltenen Aufsätzen seien erwähnt „Herder als Erzieher“ von E. Kühnemann und „Die pädagogische Bedeutung Herders“ von C. Andreae. Auch Herders Verhältnis zur Musik ist nicht ungewürdigt geblieben, ihm gewidmet ist der Aufsatz Karl Grunskys „Herder, klassische Literatur und musikalisches Drama“ (Bayreuther Blätter 1899, Heft 8 und 9), der freilich schon einige Jahre zurückliegt, aber doch als bemerkenswerter Beitrag zur Herderliteratur hier nicht übergangen werden soll. Hat doch Herder bereits die Forderung ausgesprochen, das deutsche Drama durch musikalische Gestaltung neu zu beleben, und damit auf das hingewiesen, was ein halbes Jahrhundert später dem Genius Richard Wagners durch seine Meisterschöpfungen zu verwirklichen vorbehalten war.

Von den Festvorträgen, die anlässlich des Herdergedenktales gehalten worden sind, will ich nur zwei erwähnen: den von Prof. Dr. O. Pfeleiderer im Berliner Rathause gehaltenen (Berlin, Reimer) und die nicht minder wertvolle Festrede von Prof. Dr. Ernst Martin vor dem Straßburger Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (erschieden im Jahrb. für Gesch., Sprache und Lit. Elsaß-Lothringens für 1904).

Ganz neuerdings hat Lic. theol. Horst Stephan, Oberlehrer am Carola-Gymnasium in Leipzig, der im J. 1901 eine Schrift über Schleiermachers Erlösungslehre veröffentlicht hat, ein größeres Buch unter dem Titel „Herder in Bückeburg und seine Bedeutung für die Kirchengeschichte“ im Verlage von J. C. B. Mohr (Tübingen) erscheinen lassen (Preis M. 4,50).

Es ist damit wohl das Wichtigste aus der fast überreich zu nennenden Herderliteratur angeführt. Der Aufsatz Ludwig Kellers „Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus“ (Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft XII, 3) ist den Lesern der „Monatshefte“ bekannt und wir beschränken uns daher hier auf dessen Erwähnung. Dagegen wollen wir nicht unterlassen, hier nochmals auf die neue Ausgabe der Herderschen Charakteristik des Comenius hinzuweisen, die unter dem Titel „Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechts von Johann Gottfried Herder“ etc. (Berlin, Weidmannsche

Buchhandlung 1903, Preis 40 Pf.) in einem Neudruck erschienen ist. Die kleine Schrift hat rasch eine zweite Auflage erlebt und sie hat durch die weite Verbreitung, die ihr von der Comenius-Gesellschaft seit dem Beginn des Jubiläumsjahres gegeben worden ist, zu dem großen Erfolge des Herder-Gedenktages am 18. Dezember 1903 beigetragen.

Zum Schluß sei noch der trefflichen von Th. Matthias herausgegebenen und im Verlage des Bibliographischen Instituts erschienenen fünfbändigen Ausgabe von Herders Werken gedacht, einer Auswahl, die, mit einer vorzüglichen Lebensskizze sowie mit Einleitungen und Erläuterungen versehen, wohl geeignet ist, den reichen Schatz Herderscher Gedanken einem größeren Leserkreise aufs neue zu erschließen. Möchte dies der Hauptgewinn der Herderfeier sein und sie sich in diesem Sinne noch lange bei der Mit- und Nachwelt fruchtbar erweisen!

---

### **Ueber Valentin Andreaes Anteil an der Sozietätsbewegung des 17. Jahrhunderts.**

Von

R. Pust-Berlin.

---

Ueber Andreaes Anteil an den Sozietätsgründungen und Sozietätsplänen des 17. Jahrhunderts ist in diesen Heften<sup>1)</sup> mehrfach gehandelt. Soweit man dabei auf Aeüßerungen Andreaes selbst zurückgegriffen hat, hat man sich fast ausschließlich auf handschriftlich überlieferte Auslassungen beschränkt und hat dabei völlig außer acht gelassen, daß Andreae sich über diese Bestrebungen in ausführlichster Weise auch in einem Schriftchen verbreitet, das er selbst in Druck gegeben und damit der breitesten Oeffentlichkeit zugänglich gemacht hat. Schon dieser Umstand allein ist für die Beurteilung seiner Bestrebungen von ganz hervorragender Bedeutung. Aber auch inhaltlich bietet diese Auslassung so manches, was den bekannten Brief an Herzog August vom 27. Juni 1642<sup>2)</sup> in den verschiedensten Punkten ergänzt. Es handelt sich dabei um den Nachruf, den Andreae einem Schüler Campanellas, seinem Freunde Wilhelm von der Wense, „seinem getreuen Jonathan“, gewidmet hat.

---

<sup>1)</sup> Vergleiche insbesondere MCG VIII, (1899) S. 145 ff. und 307 ff.

<sup>2)</sup> Abgedruckt zuletzt bei Kvačala, Pädagogische Reform des Comenius, 1903, I. Band, S. 182 ff., wo sich gerade zu der vorliegenden Frage eine reiche Ausbeute findet. Das Empfangsdatum ist falsch angegeben; statt 18. Juni muß es heißen: 18. Juli.

Wense war in demselben Jahre (1586) wie Andreae geboren. Beide lernten sich in Bad Griesbach kennen, als Andreae aus Italien zurückgekehrt war, wo er seine bekannte Umwandlung durchgemacht hatte. Es ist auffallend, daß in dieser Zeit auch Wense, der damals in Tübingen studierte, eine ganz ähnliche Sinnesänderung erlebt.<sup>1)</sup> Andreae führt dies hauptsächlich auf den Einfluß Hafenerffers zurück. Wense, der auch Andreaes nähere Bekanntschaft mit dem Herzog August vermittelte, hat sich bis an seinen jähen Tod Andreae gegenüber als ein treuer Freund bewiesen und ist ihm in Stunden der Not oft genug tatkräftig beigeprungen. Er verunglückte am 4. August 1641 in einem Mühlwerk. Offenbar unter dem unmittelbaren Eindruck der Trauerbotschaft schrieb Andreae seinen Nachruf, der im Jahre 1642 in den *Amicorum funera* im Druck erschien. Da das Schriftchen wenig bekannt ist, so mögen hier die auf die Vereinigungsbestrebungen bezüglichen Stellen in der Uebersetzung folgen:

„Von Tübingen geleitete er (Wense) die (altenburgischen) Prinzen heim . . . aber das höfische Leben stieß ihn ab, und weder das Geheiß von Kurfürsten und Fürsten noch die Ueberredungskünste seiner Freunde noch die glänzendsten Anerbietungen vermochten ihn dahin zurückzuziehen. Jedoch übernahm er eine Ratsbestallung in Altenburg. Wie er diesem Amte mit Recht und Gerechtigkeit oblag, das ausführlich darzustellen, kann hier nicht meine Aufgabe sein. Jedenfalls konnte ein so bedeutender und

<sup>1)</sup> Vergleiche hierüber und über Wenses Charakter die Leichenpredigt Wezels S. 28: „Als er aber zu Tübingen nicht alleine angezogenmaßen mit Herrn D. Hafenerffero, sondern auch mit mehreren vortrefflichen christlichen Leuten und insonderheit mit D. Christoffero Besoldo und Johann Valentino Andreae, D. Jacobi Andreae Nepote, als mit welchen er noch stets schriftliche Korrespondenz gepflogen, in stetige Konversation geraten, hat er seine Art zu leben ganz geändert, von der Weltweisheit ganz ab und sich fast ganz auf die *meditationes sacras* begeben und darin sehr fleißig gelesen und sich geübet. Und wie sein Vetter Borries von Münchhausen, jetziger Droste zu Ertzen, welchen er allezeit hoch und wert gehalten, mit ihm gescherzet, daß das Leben und *actiones* seiner Jugend mit seinem jetzigen *genere vitae* nicht übereinstimmten, hat er geantwortet: *Talis natura fuisset, nisi ars me aliter educasset.*“

Und ebenda S. 28: „Dabeneben hat er zu allen Wissenschaften große Beliebung getragen. Zum Reisen und Malen ist er von Natur inkliniert gewesen, und wie er sich darin ferners zu Straßburg geübet, hat er's darin auf eine große perfection gebracht, hat sich in *Mechanicis* sehr delectiert und die fortification wol verstanden, seiner Sprachen und zwar der Hauptsprachen, Griechisch und Lateinisch, sehr fertig gewesen, auch *Hispanicam* und *Italicam* ziemlich *excoliret*, in *jure* auch wohl *versiret* gewesen.“

S. 29: „In seinem Beruf und wie ihn Gott ad publica gefodert, ist er anfangs in der Annehmung der Hofmeistercharge bei dem Herzogen zu Sachsen-Altenburg sehr sorgfältig gewesen und endlich die Mühe aus den fundament, daß es eine unaffektirte *vocacio Divina* wäre, deren er folgen müßte, über sich genommen, darin er denn auch solchen Ruhm erlanget, daß ihn auch noch höhere Fürstl. Häuser in der gleichen Chargen gerne, wenn sie ihn nur hätten bewegen können, gebraucht hätten.“

sachverständiger Mann wie sein Kollege Tobias Adami<sup>1)</sup>, mit dem ihn die engste Freundschaft verband, seine außerordentliche Tüchtigkeit, seinen ungemeinen Fleiß, seinen unvergleichlichen Eifer und seine unbestechliche Gewissenhaftigkeit in seinen freundschaftlichen Briefen mir gegenüber nicht genug rühmen. Es liegt ja auf der Hand, daß von einem Manne, der das praktische Christentum mit seiner amtlichen und gesellschaftlichen Stellung so geschickt zu verknüpfen wußte, überhaupt nichts ausgehen konnte, was mit Christi Lehre nicht in Einklang gestanden hätte. Auf diesen Quell mußte er sein ganzes Lebenswerk, seine Absichten und Pläne und die Veranstaltungen zurückführen, auf die er unter dem Beifall der Besten seiner Zeit und der Anhänger nicht des bloßen Wortchristentums, sondern der werktätigen Frömmigkeit, namentlich des seligen Johannes Arndt hinarbeitete, welch letzterer uns durch die Gnade des verflorbenen Jahrhunderts geschenkt ist und in dem ich meinen Gönner und Vater in Christo erblicken muß. Zu diesem Ende war er darauf aus, eine Anzahl von Männern, die an der Besserung ihrer Zeit mitarbeiten wollten und konnten, in einer Art Bund zusammenzufassen. Ueber alle Gegenden Deutschlands zerstreut, sollten sie in einen Gedankenaustausch mit einander treten und als getreue Freunde über die im argen liegende Wissenschaft wie namentlich das christliche Leben und die Mittel, wie dem abzuhelpen sei, beraten. Denn als zu der Zeit eine sagenhafte Bruderschaft die sensationslüsternen Köpfe betölpelte, da glaubte er den rechten Augenblick gekommen und meinte (wie ich in meiner Christianopolis auf Seite 15 erwähnte): „Wenn etwas an der Sache zu sein scheint, dann können wir es ja versuchen und brauchen doch nicht erst auf jene Brüder zu warten!“, wobei er von der Ansicht ausging, wenn wir Christo ernstlich nachfolgen und unsere Sitten bessern wollten, dann könnte uns nichts hindern, es aus dem Evangelium zu lernen und nach dem löblichen Beispiel der Frommen ins Werk zu setzen. Aus diesen Erwägungen heraus entstanden die beiden Einladungen der Bruderschaft Christi sowie namentlich zwei kleine Schriftchen: Der Entwurf einer christlichen Sozietät und die Darbietung der christlichen Liebeshand.<sup>2)</sup> Sie gingen zwar von meiner Seite aus, doch war er mit ihrer Tendenz durchaus einverstanden. Wir nannten den Bund Civitas Solis in der beiderseitigen Absicht, es sollte sich eine Anzahl rechtgläubiger Lutheraner von hervorragendem Wissen, bewährtem Wandel, ohne Ansehen von Stand und Geburt, aber

1) Adami war wie Wense ein Schüler Thomas Campanellas.

2) Der erste Teil der *Invitatio Fraternitatis Christi* erschien bereits im Jahre 1617, der zweite im Jahre 1618; die *Christianae societatis imago* (oder *idea*) und die *Christiani amoris dextra porrecta* im Jahre 1620.



deutschen Stammes unter einer Art Gesetz und einem Oberhaupt (zu welchem wir wenigstens in unseren Gedanken den Herzog August von Lüneburg, diesen Phönix unter den Fürsten und die Personifikation unseres ganzen Planes, bestimmten) zusammentun, um mit Ernst der Pflege der unverfälschten Religion, der Besserung der eingerissenen Sittenverderbnis und der Wiederherstellung der in Verfall geratenen Literatur obzuliegen sowie angesichts der Wechselfälle des Lebens einander mit gegenseitigem Zuspruch beizustehen; die Begüterten sollten materielle Mittel, die minder Wohlhabenden ihre Arbeitskraft beisteuern und so die einzelnen Genossen aus dieser Gemeinschaft die Früchte christlicher Liebe, ehrbaren Vergnügens und gegenseitiger Hülfe ziehen.<sup>1)</sup> Diesem Plane hatten sich bereits in Tübingen Wilhelm Schickard, in Straßburg Matthias Bernegger, in Linz Johann Kepler, in Altorf Daniel Schwenter<sup>2)</sup> und an anderen Orten noch andere infolge meiner und Christoph Besolds Agitation angeschlossen und auch Wense führte uns aus seinen Kreisen immer neue Anhänger zu; aber dann brach das Unheil Deutschlands mit Macht los, verstörte alle diese, wie ich meine, nicht unlöblichen Versuche und warf meine Christianopolis über den Haufen. Auch mußte von unserem Vorhaben wohl etwas durchgesickert sein, und ich hatte davon nur Aerger und Verdruß. Wenn ich aber noch immer nicht von diesem Unternehmen lasse, so kann ich nicht einsehen, was dabei abgeschmackt oder auch nur unpassend sein soll. Ist es doch allen Kaufherren unbenommen, mit der Post einen Gütertausch herbeizuführen, und uns sollte es nicht erlaubt sein, im gleichen Sinne zu verfahren, wo es sich um Geschäfte und Förderung des christlichen Reiches handelt? Und wenn ein deutsch empfindender Fürst, der sich durch heiße Frömmigkeit, tadellosen Wandel und wissenschaftliche Kenntnisse auszeichnet (drei Eigenschaften, die bei diesem Handel unerläßlich sind), sich dieses frommen und unverfänglichen Unternehmens annehmen will, wie sollte ich mich ihm da nicht willig und gern von ganzem Herzen laut ehrbaren Satzungen zu eigen geben?“

Diese Pläne Andreaes, die in den Jahren 1617 und 1618 unter dem Schleier des Geheimnisses behandelt worden waren,

---

1) „Civitas Solis dicta, utriusque hoc scopo, ut aliqui fide Lutherana orthodoxi, eruditione conspicui moribus probati, sine sortis et sanguinis discrimine, germani viri, sub societatis aliqua lege et capite (quod nostra quidem mente Augustus ille Lunaeburgicus, Principum phoenix, et viva hujus consilii Idea, destinabatur) coirent, qui et culturae verioris religionis, et correctioni solutorum morum, et restitutioni depravatarum literarum serio incumbere, mutuumque sese de rebus hinc inde versantibus commonefacere, lautioris fortunae sumtus, tenuioribus operas conferentibus, singulis ex hoc collegio, charitatis Christianae, honestae voluptatis, et mutui auxilii fructum capientibus.“

2) Die beiden letzteren sind in der Anlage zu dem Schreiben an Herzog August nicht aufgeführt.

konnten im Jahre 1642, nachdem sie in der beabsichtigten Form mißlungen waren, ohne Bedenken öffentlich erörtert werden. Für uns sind diese Bekenntnisse trotz des Mißerfolgs, den die Absichten erfuhren, u. a. deshalb wertvoll, weil wir daraus einige Namen solcher Männer kennen lernen, mit deren Hilfe Andreae seine neue Sozietät hatte begründen wollen. An erster Stelle stehen zwei Schüler Thomas Campanellas († 1639), des berühmten Verfassers der „Civitas Solis“ und der „Universalis Philosophia“, nämlich Wilhelm von der Wense und Tobias Adami, welcher letzterer im Jahre 1622 Campanellas Gedichte zu Frankfurt herausgegeben hatte. Außerdem aber hatte Andreae von berühmten Zeitgenossen den Johann Kepler, den Entdecker der Gesetze der Planetenbewegung († 1630), den Straßburger Professor Matthias Bernegger<sup>1)</sup>, den Tübinger Wilhelm Schickard, Daniel Schwenter in Altdorf und Christoph Besold in Tübingen († 1639) für die Idee seiner neuen „christlichen Bruderschaft“ gewonnen. Es ist beachtenswert, daß die Mehrzahl dieser Männer bereits Brüder älterer Sozietäten war; abgesehen von Campanella, der einer der Führer der italienischen Akademie war, gehörte Tobias Adami (1580—1643), der als Rechtsgelehrter im Weimarischen Staatsdienst stand, schon seit 1629 der Sozietät „Zum Palmbaum“ an, in deren Mitgliederliste seit 1631 auch Georg von der Wense, ein Verwandter Wilhelms erscheint. Matthias Bernegger war Mitglied der Sozietät „Zur Tanne“ in Straßburg<sup>2)</sup>, die eine Tochtergesellschaft des Palmbaums war; Johann Kepler stand ebenso wie sein Sohn Ludwig der „deutschen Sozietät“ — so nannte sich die Sozietät des Palmbaums — nahe, und sowohl der Astronom Wilhelm Schickard (gestorben zu Tübingen 1635) wie der Mathematiker und Orientalist Daniel Schwenter<sup>3)</sup> († 1636), Professor in Altdorf, gehörten zu den Kreisen der Naturphilosophen und ihrer Akademien.

Als Andreae seine Pläne einer „christlichen Sozietät“ — man achte auf den Namen — entwarf, war er noch nicht Mitglied der Sozietät des „Palmbaums“, die ihn erst 1645 zum Beitritt einlud. Gleichwohl hatten diese Brüder kein Bedenken, eine neue verwandte Lehrart, wie sie Andreae plante, zu unterstützen und wenn sie ihren Bund auch nicht eine „christliche Gesellschaft“ nannten, so lagen doch auch ihnen die Ideen Christi vom Tempel der Weisheit und deren Verwirklichung am Herzen.

Die Verwandtschaft wie die Verschiedenheit der auf verschiedenen Wegen zu dem gleichen Ziele strebenden Sozietäten tritt darin klar zu Tage, daß Andreae den Johannes Arndt, den Verfasser der berühmten „Vier Bücher vom wahren Christentum“ (geb. 1555, gest. 1621 als General-Superintendent zu Celle) als

<sup>1)</sup> S. MCG 1895, S. 149.

<sup>2)</sup> S. MCG 1895, S. 149.

<sup>3)</sup> Vgl. Keller, Comenius und die Akademien der Naturphilosophen. MCG 1895, S. 147.

seinen „Vater in Christo“ bezeichnet. Die Färbung der Denkart bei Arndt und bei Campanella war trotz aller Verwandtschaft doch eine verschiedene.

Daß Andreae von Campanella beeinflusst war, ist bereits früher betont<sup>1)</sup>; hier erklärt er selbst, daß er die neue Gemeinschaft auch unter dem von letzterem gewählten Namen anstrebte. Die Bezeichnung Civitas Solis verschwindet dann aber völlig; an ihre Stelle tritt die Bezeichnung Societas christiana, ein neuer Versuch wird Unio christiana genannt, als letztes Ziel schwebt aber immer die Christianopolis vor Augen und diese Bezeichnung wird denn auch zu allen Zeiten gleichbedeutend mit den drei anderen Namen gebraucht. So spricht oben Andreae beim Scheitern der Civitas Solis davon, seine Christianopolis sei über den Haufen geworfen; Pöhmer spricht in seinem Briefe an Andreae vom 5. Oktober 1640<sup>2)</sup> geradezu von der Beschreibung einer christlich-philosophischen Sozietät, wie sie Andreae in der Dextra amoris oder der Christianopolis gegeben habe; Andreae schließlich erhofft in einem Schreiben vom 9. Oktober 1642 an Herzog August eine Förderung der von ihm „Längst gesuchten Nützlichen werten Christianae societatis sive Unionis“, nachdem er bereits in einem Briefe vom 1. Juni 1642 die Civitas Solis als „Unio Christiana“ bezeichnet hatte. Civitas Solis, Societas christiana, Unio christiana sind also lediglich Bezeichnungen für Versuche, die zu dem Ziele der Christianopolis führen sollen. Wir haben danach in der Beschreibung dieser Christenstadt, die Andreae in der Vorrede zudem ausdrücklich für seine Freunde bestimmt, eine Programmschrift, die für die Beurteilung seiner Vereinigungsbestrebungen von ausschlaggebender Bedeutung ist.

Von den drei Bezeichnungen wird der Name Societas christiana und Societas Christiana et literaria am häufigsten gebraucht. Beides ist nicht immer der Ausdruck für ein und dieselbe Sache. Zuerst spricht Andreae in seiner Vita beim Jahre 1621 gelegentlich der Gründung des Färberstifts von einer Christiana Societas, als deren Ziele er werktätige Nächstenliebe, Pflege der Freundschaft und Abwehr der eingerissenen Sittenverderbnis hinstellt<sup>3)</sup>. Dieselbe Bezeichnung gibt er diesem Institut bei seinem Abschied aus Kalw<sup>4)</sup>. Wenige Zeilen nach der ersten Erwähnung, allerdings bei einem neuen Jahr, aber doch wohl in einem bewußten Gegensatz, spricht er von der Civitas Solis als einer Societas

1) Hullemann, Valentin Andreae als Pädagog, Leipzig 1893.

2) Kvačala, Reform, S. 172 u. 108.

3) „Caeterum majoris momenti fuit, quod sub id tempus adversis casibus opponendum putavi, nempe collectam ex civibus meis Christianam societatem superiore anno delineatam, quae deposita argenti aliqua notabili summa in praesens pauperum indigentiae succurreret; in futurum vero, si res ita ferret, vel accurrentibus necessitatibus subveniret vel posteris rectius prospiceret et una amicitiae constantiam servaret moribusque devius occurreret.“

4) „compositis utcumque societatis nostrae Christianae rebus.“

quaedam literaria et christiana<sup>1)</sup>, deren Ziele gegenüber denen der Färberstiftung dahin erweitert sind, daß sie sich der Pflege der wahren Religion und der Erneuerung der Literatur annehmen soll. Der Anstoß zu ihrer Gründung ist freilich sowohl nach dem Nachruf wie nach dem Briefe an den Herzog August durch die Rosenkreuzer-Sache gegeben, es wäre aber immerhin sehr auffallend, wenn beide Gesellschaften, deren Ziele, soweit das ihrer ganzen Natur nach möglich war, sich deckten und deren Gründung zeitlich so nahe zusammenfällt, nicht in näherer Verbindung miteinander gestanden hätten. Wense war nach Andreaes Angabe am 13. November 1616 aus Italien zurückgekehrt. Unmittelbar darauf (im Jahre 1617) erschien der erste Teil der *Invitatio fraternitatis Christi*. Die *Christianopolis* dürfte im Jahre 1618 entstanden sein, da die Widmung vom 1. Januar 1619 datiert ist. In der Vorrede wird die oben angeführte Äußerung Wenses zitiert, die oben dahin erweitert ist, daß er den rechten Augenblick gekommen erachtete. Man wird daher die Gründung der Sozietät, wenn nicht bereits unmittelbar nach der Rückkehr Wenses, so doch spätestens im Jahre 1618 anzusetzen haben<sup>2)</sup>. Das würde auch sehr gut zu der Notiz vom Jahre 1622 passen, wonach die Idee zur Gründung der Gesellschaft „olim“ konzipiert sei. Vergegenwärtigt man sich die idealen Zwecke der Sozietät, die namentlich auf ethische Ziele hinausliefen, so läßt sich sehr wohl verstehen, daß sie, um Einfluß auf die breiteren Massen zu gewinnen, Untervereinigungen gründete, die natürlich von den wissenschaftlichen Bestrebungen vollständig absehen mußten. Das Programm einer solchen Untervereinigung mußte sich demnach mit dem oben wiedergegebenen des Färberstifts berühren. In Vaihingen konnte Andreae an eine solche Gründung nicht denken. Kaum von dort „erlöst“ (am 5. März 1620 trifft er in Kalw ein und wird am 12. desselben Monats in sein Amt eingeführt), entwirft er bereits im Juni desselben Jahres mit einigen hervorragenden Gemeindemitgliedern die Grundzüge zu einer Sozietät, deren Ziele sich, abgesehen von den wissenschaftlichen Gesichtspunkten, mit denen der *Civitas Solis* decken. Man könnte sich danach fast versucht fühlen, zu glauben, daß die am 12. November 1621 unterzeichneten *Puncten* und *Articul* der Färberstiftung mit den Satzungen des großen, oder, wenn man so will, engeren Bundes nicht völlig außer Zusammenhang stehen. Als dann die „*tempesta Martia*“ hereinbrach, ging der große Bund aus den Fugen, während eine Institution, wie das

1) „Accessit aliud patientiae exercitium ex societatis cujusdam literariae et christianae olim conceptae ideae cum fide paucissimis communicatae iniquiore interpretatione.“

2) Nach Andreaes Briefe vom 27. Juni 1642 liegt die Gründung 23 oder 24 Jahre, nach dem vom 1. Juni desselben Jahres dagegen schon 25 Jahre zurück. Man wird danach annehmen dürfen, daß der Bund sich nur sehr allmählich zusammenfand.

Färberstift, gerade wegen ihrer räumlichen Begrenztheit das Wüten „des vom Marte erregten Meeres“ überdauern konnte. In der Nürnberger *Unio christiana* vom Jahre 1628 erwachte die *Civitas Solis* zu neuem Leben. Auch sie konnte sich eine Zeitlang halten, eben infolge ihrer räumlichen Begrenztheit. Es erscheint mir indessen zweifelhaft, ob diese räumliche Beschränkung eine ursprünglich beabsichtigte war. Sobald sich die *Unio* nicht auf Nürnberg beschränkte (und das hat sie ja von ihrer Gründung an nicht getan), konnte sie, ebensogut wie sie eines ihrer Mitglieder in Kalw sitzen hatte, auch nach anderen Städten übergreifen. In der Folgezeit sucht denn auch Andreae fortgesetzt den Herzog August, der ja bereits als Haupt der *Civitas Solis* gedacht war, zu gewinnen. Dieser vertröstet ihn aber auf ruhigere Zeiten und auch Andreae bescheidet sich schließlich: „*haligonia huic rei debentur*“, erst muß sich der Sturm gelegt haben. (20. November 1642.) Nach dem Briefwechsel der beiden aus damaliger Zeit, namentlich den Briefen vom 1.<sup>1)</sup> und vom 27. Juni 1642 ist ein naher Zusammenhang zwischen der *Civitas Solis* und der Nürnberger *Unio* wohl kaum zweifelhaft, zumal Andreae auch in dem obigen Nachruf ausdrücklich erklärt, daß er an den Bestrebungen festhalte, wengleich nunmehr das idem in Christo velle atque nolle in den Vordergrund gerückt wird. „Er, dessen Namen wir führen und bekennen, soll bestimmend sein für all unser Tun und Lassen.“ Andreae kehrt damit zu den Gedanken zurück, die er schon in der Einleitung zu seiner *Christianopolis* ausgesprochen hat.

In dieser Nachfolge Christi erblickt Andreae nach der genannten Einleitung auch den Endzweck des Rosenkreuzerbundes. Er begrüßt sein Auftreten, weil dieses die Wahrnehmung ermöglicht hat, „daß die Welt ihrer Sache keineswegs so durchaus sicher ist, wie sie gern den Anschein erwecken möchte, auch nicht so verbohrt in vorgefaßten Meinungen, daß man sie nicht eines anderen sollte belehren können, noch auch, und das ist die Hauptsache, daß man Christo allgemein so entfremdet sei, daß niemand seine Lehren, wenn sie nur jemand anbietet, annehmen und sein Leben fortan danach gestalten sollte“. Wenn er von der Fraternität abrückt, so geschieht es, weil die Aeußerlichkeiten, die für den Geschmack der sensationslüsternen Köpfe bestimmt waren, für die Hauptsache genommen wurden. Den „rechten Augenblick“ für die Gründung seiner *Civitas Solis* verdankt er ohne Frage der Rosenkreuzerbewegung. Inwieweit Andreae mit der letzteren zu tun hatte, soll hier nicht

1) Andreae dankt dem Herzog für studij mej in rem Christianam apud V. S. approbationem, regio munere insuper . . . contestatam . . . nec aliud habeo, quod rependam, quam idem in Jesu Christo velle et nolle sive UNIONEM CHRISTIANAM iam a Viginti quinque annis S. Tuae destinatam, sed temporis calamitate et Germaniae turbidine impeditam, cui nullos mundi thesauros contra habuerim, proxime cum bono Deo sistendam.

weiter untersucht werden. Daß die Fama auf ihn zurückzuführen ist, bleibt trotz aller Versuche, ihm die Verfasserschaft abzusprechen, wahrscheinlich. Ist er es doch auch, der die Fama diejenigen, die sie gerufen hat, nämlich die Dupierten entlassen (dimittere) läßt. Mir ist auch keine Stelle bekannt, wo Andreae seine Verfasserschaft ausdrücklich in Abrede stellte. Das hindert natürlich nicht, daß er mit der Entwicklung, die die Sache ohne sein Zutun genommen hatte, nicht einverstanden war, und insofern konnte er immerhin von einem indignum ludibrium (in früheren Jahren schien es ihm eher ergötzlich) sprechen oder in seinem Glaubensbekenntnis von 1639 erklären, *risisse semper Rosae-crucianam fabulam et curiositatis fraterculos fuisse iusectatum*, eine Erklärung, die übrigens in dem ziemlich gleichlautenden Testament von 1634 fehlt. Wenn ein unbefangener Leser daraus entnahm, Andreae wolle damit auch die Verfasserschaft der Fama ableugnen, so war das seine Sache. Jedenfalls kann man daraus keine Unwahrhaftigkeit Andreaes ableiten. Letzterer drückte sich auch sonst in heiklen Angelegenheiten sehr vorsichtig aus. Man vergleiche hierzu beispielsweise seine Bemerkung zum Jahre 1622 über sein Verhältnis zu den österreichischen Adligen, von denen doch damals eine ganze Anzahl der Civitas Solis angehörten, während man aus den angezogenen Aeüßerungen Andreaes schließen mußte, daß sie über diese Bestrebungen überhaupt nichts wußten. Dem Wissenden war das Wenige genug, ein Mehr gefährdete nicht nur seine Person, sondern in noch erhöhtem Maße die von ihm vertretene Sache.

---

## Über einen Plan zur Herausgabe der gesammelten Werke des Comenius.

Von

Prof. Dr. J. Kvačala in Dorpat-Jurgew.

Mit einem Nachwort von Ludwig Keller.

---

Bekanntlich reichen die Versuche, des Comenius Werke gesammelt herauszugeben, noch in seine Lebenszeit hinein. Auf die Aufforderung des Amsterdamer Stadtrats hat er sich entschieden, die pädagogischen und die pansophischen Schriften in je einem Foliobande zu vereinigen. In dem ersten Bande, *Opera Didactica Omnia*, haben wir einen wertvollen Beitrag zu einer Comenius-edition; zu dem zweiten kam der Autor nicht mehr, und auch die nicht, die mit der Ordnung und Drucklegung des zweiten Bandes betraut waren. Nachher aber kam es zu einer gesammelten

Ausgabe nicht mehr, wie oft auch die mannigfaltigsten Arbeiten von neuem gedruckt wurden. Die alten Ausgaben, zum Teil seit jeher selten, sind in neuerer Zeit vielfach verschollen oder schwer zugänglich; auch die größten Bibliotheken besitzen nicht eine vollständige Kollektion davon, ja auch unsere bibliographischen Verzeichnisse sind noch nicht definitiv sicher. Daß dadurch der wirkliche Fortschritt der Forschung, wenn auch nicht gehemmt, so doch bedeutend erschwert ist, liegt auf der Hand. Andererseits aber ist Comenius des Dankes der Nachwelt wert, daß sie ihn im wahren Lichte seiner Werke erkenne. Es könnte nun die Frage entstehen, wer wohl in erster Reihe dafür zu sorgen hätte; die Frage ist heute überflüssig. Die Zentralorganisation der böhmischen Lehrervereine in Mähren hat es beschlossen, dem berühmten Mähren durch eine Herausgabe seiner sämtlichen Werke ein Denkmal zu setzen, und sollte der Beschluß zu einem den berechtigten Erwartungen entsprechenden Ende führen, so würde der Pietät gegen den großen Philanthropen und Patrioten, wie auch dem wissenschaftlichen Interesse an seiner Person und seiner Lebensarbeit in gebührender Weise Rechnung getragen. Doch sind diese Werke so mannigfaltig, daß vor der Inangriffnahme der Arbeit viele Fragen erledigt werden müssen; und zwar, je offener und vielseitiger die Aussprache darüber sein könnte, um so geklärt könnte sich die vielfach schwierige Sachlage gestalten. Die genannte Zentralorganisation erkannte die Notwendigkeit einer solchen Beratung an, und am 21. und 22. Januar 1905 fand in Brünn eine Besprechung von mutmaßlichen Mitarbeitern an der geplanten Edition statt, an der bereits zu vielen Fragen eine Stellung genommen wurde, welche nachher von der genannten Vereinsorganisation gutgeheißen worden ist. Da es sich dabei um eine für weite Kreise interessante Angelegenheit handelt, die noch auf verschiedene Weise gefördert werden kann, so glaube ich, im Einvernehmen mit der mehrere Male genannten Zentralorganisation, darüber auch der größeren Öffentlichkeit eine Nachricht erteilen zu sollen.

1. Durchgedrungen ist der Gedanke, eine wissenschaftliche Ausgabe zu veranstalten, folglich jede Schrift in der Sprache, in der sie vom Verfasser selbst geschrieben worden, herauszugeben. Dabei soll aber, je nach Bedarf, eine (tschechische) Übersetzung die Schriften einem weiteren Publikum allgemein zugänglich gestalten.

2. Dem wissenschaftlichen Charakter der Edition würde eine chronologische Anordnung der Schriften am besten entsprechen.

Dagegen können aber sachliche wie auch technische Schwierigkeiten geltend gemacht werden. Sachliche: weil manche Werke lange Zeit in Arbeit gewesen, mehrere Male und wesentlich umgearbeitet worden sind. Gar manche Arbeit fehlt uns noch und wird vielleicht noch während der Edition aufgefunden werden. Technische: es kämen dabei, manchmal auch sprachlich, zu bunte Bände heraus. Und schließlich ist ja bei einer Gesamtausgabe die Frage nach der Anordnung der Bände keine wesentliche. Gewiß wäre für eine wissenschaftliche Ausgabe die rein chronologische Anordnung die ideelle Form. Unter den angegebenen Verhältnissen empfiehlt sich doch mehr die Einreihung der Werke nach sachlichen Kategorien in mehrere Abteilungen, innerhalb welcher dann die chronologische Ordnung leichter eingehalten werden kann.

3. Als Abteilungen werden zu gelten haben: I. Philosophische Schriften; II. Pädagogische, a) theoretische, b) Lehrbücher; III. Religiöse, a) theologische, b) asketisch-praktische; IV. Publizistische und historische Schriften (hierher sind auch die apokalyptischen zu nehmen); V. Korrespondenz.

4. Die einzelnen Schriften sollen mit historisch-sachlichen Einleitungen versehen werden, der Text selbst mit Erklärungen und Anmerkungen und mit Nachweisen über die Zitate. Bei wiederholten Auflagen: wo es genügt, mit Aufweisen der Varianten; radikale Umarbeitungen müßten begreiflich zu einem vollständigen Neudruck führen.

5. Zur Klärung der mannigfaltigen historischen und kritischen Fragen wäre eine vorbereitende Publikation in zwanglosen Heften „Archiv für die Geschichte und Kritik der Schriften des Comenius“ vorzuschicken, welche die Ausgabe selbst von dem zuweilen etwas weitschichtigen gelehrten Material entlasten könnte; und während es der Qualität der Ausgabe selbst zu gute käme, doch auch an sich etwas abgeschlossenes und wertvolles böte. Die wichtigsten Themata solcher Untersuchung (etwa 20 an der Zahl) habe ich zur vorläufigen Orientierung zusammengestellt, sie betreffen zum Teil die Fragen nach dem Verhältnis der von Comenius herausgegebenen Schriften fremder Autoren zu den Originalen selbst.

6. Die genannte Zentralorganisation hat eine Ausgabe mit tschechischen Einleitungen und Anmerkungen u. s. w. im Auge, aber sie ist nicht gegen eine Parallelausgabe in einer anderen Sprache. Da der Text ohnehin in der Originalsprache gedruckt wird, so



wären ja bei der Veranstaltung einer solchen auswärtigen Ausgabe nur die oben erwähnten Einleitungen und Anmerkungen in die deutsche oder die lateinische Sprache umzuarbeiten. — Dies könnte man jedoch nur vornehmen, wenn man Sicherheit hätte, daß sich solch' ein Unternehmen bezahlt, beziehungsweise die Kosten nicht noch vermehrt. Ist eine kritische Comenius-Ausgabe ein in weiten Kreisen, auch außerhalb Mährens und Böhmens, empfundenes Bedürfnis, so müßte sich in dieser Beziehung innerhalb der folgenden Jahre die Sachlage klären. Denn eine Parallelausgabe, die gleichzeitig erscheinen müßte, könnte selbstverständlich auch das Gelingen des ganzen Unternehmens erheblich fördern. Dagegen steht es fest, daß die Zentralorganisation der Lehrer-Vereine Mährens sich mit einer nicht genügend gesicherten Parallelausgabe nicht noch mehr belasten wird.

8. Die Verteilung der Arbeit ist noch keine definitive. Der Unterzeichnete übernehme die Korrespondenz und im Notfalle die philosophischen Schriften; die pädagogischen würde Herr Professor Dr. J. V. Novák in Prag bearbeiten, der infolge seiner zahlreichen Arbeiten auf diesem Gebiete der beste Kenner der hierhergehörigen Texte ist; die theologischen Werke die beiden Herren Prof. Dr. J. Th. Müller-Herrnhut und Dr. G. A. Skalsky-Wien. Vereinzelt tschechische Schriften würden dem Herrn Kustos Ferd. Menčík in Wien und den Herren Direktoren Slaměnk-Prerau und Zeiner-Wildenschwert anvertraut werden. Die eventuelle tschechische Übersetzung der nicht tschechischen Texte, wie auch die Herausgabe der wenigen theologischen Arbeiten wäre die Aufgabe des Herrn Privatdozenten Dr. E. Smetánka-Prag.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Gesamtausgabe erst im Werden begriffen, die Verteilung an die Mitarbeiter eine vorläufige und eine andere nicht ausschließende ist; auch die Anordnung der Schriften und Einordnung in Klassen ist keine unabänderliche. Hat auch die Zentralorganisation der böhmischen Lehrervereine in Mähren die Vorschläge der Beratung vom 20. Januar 1905 in Brünn angenommen, so können zweckmäßige Anträge, Ratschläge in irgend einer hier berührten Frage noch gehörig berücksichtigt werden, und sie würden es auch. Namentlich läge es an den deutschen Kreisen, die an der Sache ein Interesse finden, die Möglichkeit einer deutschen Parallelausgabe zu erwägen. Welcher Weg wäre hier der zweckmäßigste? In Deutschland, wo auch verwandte Aufgaben bereits auf verschiedene Weise ihre Lösung gefunden haben, wird

man, falls die Sache überhaupt Anklang findet, wohl auch in dieser Frage das richtige zu treffen wissen. Wird die Sache Anklang finden? Das soll sich eben zeigen. Die Zahl der Bände ist nach vorläufiger, durchaus nicht übertreibender Berechnung etwa 25. Das Schwergewicht bei der Berechnung der zu veranaltenden Exemplare fiel demnach auf die Bibliotheken. Solche gibt es allerdings in Deutschland recht viele, und es wäre mit zu erwägen, daß die Gelegenheit zur Schaffung einer solchen Gesamtausgabe diesmal eine recht günstige ist. Es ist sehr fraglich, wann eine solche Gelegenheit wiederkehrt.

### Nachwort.

Es ist selbstverständlich, daß wir innerhalb der C. G. den Plan einer Gesamt-Ausgabe der Schriften des Comenius nur auf das wärmste begrüßen können. Wenn der Zentralorganisation der böhmischen Lehrer-Vereine unter Zuziehung der besten Comenius-Kenner der Gegenwart die Herstellung einer solchen Ausgabe gelingt, so wird sie ihrem großen Landsmann wie sich selbst ein Denkmal errichten, das weit wertvoller ist als Statuen oder Denkzeichen aus Stein oder Erz. Das Eintreten der böhmischen Lehrer-Vereine für eine wissenschaftliche Aufgabe vom Umfang der geplanten Gesamt-Ausgabe, eine Aufgabe, wie sie bisher nur von staatlichen Akademien mit Hilfe öffentlicher Gelder in Angriff genommen zu werden pflegten, verdient auch dann noch vollste Anerkennung, wenn man im Hinblick auf die internationale Stellung und Bedeutung des Comenius die Wahl einer Weltsprache für Einleitung und Erläuterung als zweckmäßiger ansieht. Die Herstellung einer Parallel-Ausgabe in lateinischer oder deutscher Sprache bleibt ja allerdings möglich und im Interesse der Verbreitung der Schriften des Comenius unter den Kulturvölkern auf alle Fälle dringend wünschenswert. Es wird eine der Aufgaben unserer Gesellschaft sein, zu erwägen, auf welchem Wege sie die Veranstaltung einer solchen Ausgabe am zweckmäßigsten fördern kann, falls die Zentralorganisation der böhmischen Lehrerschaft in Mähren bei ihrem Entschluß beharrt. Inzwischen werden gewiß auch die oben erörterten Pläne zu festerer Gestalt gediehen sein und man wird erkennen, mit welchen Instanzen etwa seitens der C. G. oder eines für diesen Zweck zu wählenden Ausschusses über die Herstellung einer Parallel-Ausgabe in lateinischer oder deutscher Sprache verhandelt werden könnte.

---

Ludwig Keller.

## Besprechungen und Anzeigen.

---

Alexander Wernicke, Schiller und der deutsche Idealismus. Zum 9. Mai 1905. (Abdruck aus den Bayreuther Blättern IV—VI.) Bayreuth 1905. Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger. 60 S. gr. 8<sup>o</sup>.

Zweifellos eine der besten und angenehmsten Einführungen in die Gedankenwelt Schillers. Der Verfasser fußt nicht nur auf Schillers philosophischen Schriften, sondern auch auf den Gedichten und dem Briefwechsel mit Goethe, Körner und W. von Humboldt. Er verweist auch auf Kuno Fischer, Schiller als Philosoph, Heinrich von Stein, Goethe und Schiller, Karl Berger, Die Entwicklung von Schillers Ästhetik, Eugen Kühnemann, Schillers philosophische Schriften und Gedichte, Georg Simmel, Vorlesungen über Kant und auf seine eigenen Arbeiten: Kultur und Schule (1896), Richard Wagner als Erzieher (1899), Weltwirtschaft und Nationalerziehung (1900).

Wernicke gibt zunächst einen lehrreichen Überblick über die Entwicklung der Wissenschaft überhaupt und der Philosophie insbesondere vor Schiller. Darauf wird angegeben, welche Denker auf Schiller gewirkt haben: vermißt haben wir nur den Schotten Hume, der in Schillers Abhandlung Über Anmut und Würde zweimal angeführt wird, und von dem Schiller die Ansicht der Schönheit als einer Vorstufe der Wahrheit und der Sittlichkeit entlehnt zu haben scheint. Frühzeitig hat Schiller Rousseaus „Rückkehr zur Natur“ umgedeutet: er nimmt an (vgl. den „Spaziergang“) einen Fortschritt von der reinen Natur zur einseitigen, naturwidrigen Kultur und will schließlich Rückkehr zur Natur, zu einfachen, gesunden Verhältnissen, und damit zugleich zur echten, naturgemäßen Kultur. W. hebt hervor, daß der Ausdruck „schöne Seele“ (belle âme) von Rousseau herrührt. Später, unter dem Einflusse Kants, sagt Schiller dafür: „ganzer oder vollendeter Mensch“, ein Voranklang an Krauses Menschheitslehre und Menschheitsbund. Sehr richtig ist die Bemerkung, Schiller sei schon vor dem Studium Kants ein Kantianer gewesen. Der oft mit Vorliebe betonte Widerstreit Kants und Schillers in Bezug auf Pflicht und Neigung bzw. Widerstreben wird von W. mehr als einscheinbarer, denn als ein wirklicher hingestellt. Zugegeben wird, Kants Erklärung der Schönheit als einer Zweckmäßigkeit ohne Zweck sei nur negativ. Schillers Erklärung: „Schönheit sei Freiheit in der Erscheinung“, wird als positiv und als Fortschritt über Kant anerkannt. Auch Schillers Verhältnis zu Goethe, ihre allmähliche, immer größere Annäherung wird mit feinstem Verständnis erörtert. W. scheut sich nicht, wo er entgegengesetzter

Überzeugung ist, Schiller zu tadeln, z. B. seine geschichtswidrige Überschätzung des Griechentums, sein Menschheitsideal, das später dem Ideale der einzelnen Völker gewichen sei. In letzterer Hinsicht können wir W. nicht zustimmen: uns gilt mit Krause nicht bloß das Ideal der irdischen Menschheit, sondern auch das der Allmenschheit des Weltalls von bleibender Bedeutung. In der Hauptsache aber ist W. mit Schiller einverstanden: den Idealismus Schillers, wie den Kants und Goethes, nennt er ein wertvolles Erbe, das jedoch immer von neuem in Besitz genommen werden müsse. W. findet keinen Anstoß an Schillers (und Kants) Behauptung, die Schönheit sei ausschließlich sinnlich, und an seiner Versicherung, die schöne Kunst und der ästhetische Genuß seien eine Eigentümlichkeit und ein Vorzug des Menschen, während sie reinen Geistern versagt seien.

Hier müssen wir unsere Abweichung bekennen. Mit Krause (vgl. Abriß der Ästhetik, Vorlesungen über Ästhetik und System der Ästhetik) setzen wir die Schönheit in die Gliedbaulichkeit (den organischen Charakter) oder, was im Grunde auf dasselbe hinauskommt, in die Gottähnlichkeit. Zur Gliedbaulichkeit gehört auch die Harmonie oder Vereinwesenheit, aber nicht nur der Teile und der Teilwesenheiten des Schönen miteinander, sondern auch des Schönen als des Ganzen mit seinen Teilen und Teilwesenheiten. Als eine grundwesentliche Eigenschaft alles Schönen erkennen wir ferner an seine „Freiheit“ oder Selbständigkeit (Absolutheit, Unbedingtheit). Aber die Freiheit „in der Erscheinung“ schreiben wir nur der am „Sinnlichen“ erscheinenden Schönheit zu. Es gibt aber auch eine Schönheit des Ewigen und des Unbedingten, Gottes und der Ideen.

Die bekannte Zusammenstellung der Ideen des Wahren, des Schönen und des Guten als entsprechend den drei Grundkräften des Geistes, dem Erkennen, dem Fühlen, dem Wollen, können wir nicht für zutreffend halten. Dem Fühlen entspricht nämlich nicht die Schönheit, sondern die „Seligkeit“. Das Schöne wird allerdings gefühlt, aber auch erkannt, gewollt und verwirklicht. Ebenso können und sollen auch das Wahre (die Wahrheit) und das Gute (die Sittlichkeit, die Tugend) gefühlt werden. Das Urteil über die Schönheit kann ein „Gefühlsurteil“ sein, braucht es aber nicht zu sein. Das Urteil des Schönheitkenner kann auf reiner Einsicht beruhen. Kants Schönheitslehre findet sich auch nicht in einer Kritik „des Gefühls“, sondern in der Kritik „der Urteilskraft“.

Ein Hauptmangel bei Schiller und Kant ist weiter die ganz überwiegende Nichtunterscheidung zwischen leiblicher und geistiger Sinnlichkeit. Sinnlichkeit ist vollendete Bestimmtheit oder Endlichkeit. Die geistige Sinnlichkeit ist die Inbildwelt oder Phantasiewelt. Diese steht auch reinen Geistern zu Gebote. Daher ist es körperlosen Geistern möglich,

zu dichten, innerlich Gemälde, Bildsäulen, Bauwerke, Tonstücke, Gebärden, Tänze usw. zu entwerfen. Wenn die Schönheit nur am Leiblich-Sinnlichen vorhanden wäre, könnte es auch eine „schöne Seele“ im strengen, eigentlichen Sinne nicht geben.

Wir halten es gerade, nachdem Schiller in letzter Zeit aus Anlaß der hundertjährigen Feier seines Todes so vielfach und zum Teil überschwenglich verherrlicht worden ist, für entschieden zeitgemäß, offen auszusprechen, was bei Schiller unhaltbar ist, und eine eingehende Untersuchung darüber anzuregen: es bleibt noch genug des Ewig-Wahren bei Schiller übrig, daß sich die erneute Vertiefung in Schiller reichlich lohnt, wozu u. a. Wernickes gehaltvolle und schön geschriebene Schrift willkommenen Anlaß bietet.

Dresden, im Juli 1905.

Paul Hohlfeld.

Schiller, en lefnadsteckning af Cecilia Bååth-Holmberg. Stockholm. P. A. Norrstedt & S. 1905. 241 S. mit vielen Abbildungen.

Schillers hundertster Todestag hat nicht nur in Deutschland das Andenken unseres volkstümlichsten Dichters neu belebt; auch im Auslande ist des Tages und des Mannes gebührend gedacht worden. In Schweden, dessen geistiges Leben so viele Anregungen von dem „großen Vaterlande“, wie man dort Deutschland oft scherzweise nennt, empfangen hat, erschien zwei Tage vor dem Gedenktage in Stockholms Dagblad ein warm geschriebener Leitaufsatz von Frau Cecilia Bååth-Holmberg, die sich als Schriftstellerin in ihrem Vaterlande einen Namen gemacht hat und letzthin vom Könige durch die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnet worden ist. Und von derselben Verfasserin kam um dieselbe Zeit ein Buch heraus, das Schillers bewegten Lebensgang ansprechend schildert und des Dichters Werke, ihre Entstehung und Bedeutung, eingehend bespricht. In edler Sprache und mit warmer Begeisterung für den Dichter geschrieben, ist das Buch wohl geeignet, auch im Vaterlande der Verfasserin Verständnis für den deutschen Dichter zu wecken, dessen „hoher Geist — wie es am Schlusse des Buches heißt — Führer und Mahner und zugleich Stütze ist nicht weniger für die Zeit, die da ist und die da kommt, als er es war für die Vergangenheit, und aus dessen Dichtungen fortwährend und mit lebendigem Klange des Mannes Stimme ertönt: Vivos voco.“

G. H.

Friedrich Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens im Kanton Zürich, Johann Jakob Redinger und seine Beziehungen zu Johann Amos Comenius. Eine historisch-pädagogische Skizze aus dem 17. Jahrhundert. Zürich 1905. Druck und Verlag von Fritz Bamberger vorm. David Bürkli. VIII, 196, 4<sup>o</sup>.

Die Comenius-Gedächtnisfeier von 1892, für die Zollinger eine Arbeit über „Comenius als Pädagoge“ veröffentlichte, wurde Veranlassung zur „Entdeckung“ Redingers und seiner Beziehungen zu Comenius. Die angestellten archivalischen Forschungen ergaben soviel Material, daß der Verfasser in der Lage war, ein zusammenhängendes Bild des Lebens und der Wirksamkeit des Mitarbeiters des großen Propheten der Humanität zu entwerfen, wie es in dieser Schrift vorliegt. In den ersten 19 Abschnitten wird der Lebensgang Redingers dargelegt, in welchen die Besprechung seiner Schriften verflochten ist.

Redinger ist geboren in Uefthenbach bei Winterthur. Früh seiner Eltern beraubt, kommt er in das Haus des Pfarrers seines Heimatortes, wird Theolog, macht die Prüfung als reformierter Geistlicher und zieht als Feldprediger vier Jahre mit seinem Söldnerregiment in die Kreuz und Quer. Des Kriegslebens müde, nimmt er eine Pfarrstelle in Uedorf bei Zürich an und beschäftigt sich hier mit vergleichenden Sprachstudien, die ihn zu der Überzeugung führen, daß die Wurzeln der lateinischen Sprache in der deutschen liegen. Den Nachweis dafür versucht er in der 1656 herausgegebenen Schrift: *Latinischer Runs der Tütschen Sprachkwäl, oder: Latinisch-Tütsches Wortbüchlin: „In welchem durch ainen lichten griff mit etlich Hundert bispilen gewisen wird, wie die latinische Sprach us der Tütschen geflossen“*. In Amsterdam macht er die Bekanntschaft mit Comenius, der ihn veranlaßt, an der Verbesserung der Methode des Unterrichts, besonders in der lateinischen Sprache, mitzuwirken. Als Lehrer unter Comenius gab er in Amsterdam das *Vestibulum des Comenius* in holländischer Sprache heraus. Zum Rektor der Lateinschule zu Frankenthal in der Rheinpfalz berufen, entfaltete er eine reiche Tätigkeit. Neben der Schulleitung befaßte er sich damit, einzelne von Comenius in lateinischer Sprache verfaßten Schriften ins Deutsche zu übertragen und nach seinen Erfahrungen den praktischen Verhältnissen anzupassen, wie die „Comenische Sprach-Lehr“, die *Schola ludus*, ein Büchlein über die Verwandtschaft der deutschen und lateinischen Sprache (s. Runs) und das *Vestibulum*.

Leider ließ sich Redinger von Comenius zu demselben blinden Glauben an die Weissagungen religiöser Schwärmer fortziehen, der beiden viel Ungemach und Verkennung zugezogen hat. Er unternahm mehrere Reisen nach Frankreich zum König und zum Erzbischof von Paris, nach Holland zu den Generalstaaten und selbst in das türkische Heerlager in Ungarn und bemühte sich, freilich vergebens, die maßgebenden Personen von der Wahrheit dieser Prophezeiungen zu überzeugen. Er wurde darüber zum Märtyrer, der sein persönliches Wohl und das seiner Familie seinem Fanatismus zum Opfer brachte, zuletzt wurde er in Zürich durch obrigkeitlichen Befehl von seiner Familie

getrennt und in das Spital eingewiesen, wo er die letzten 20 Jahre seines Lebens bis zu seinem 1688 erfolgten Tode zubrachte. Die Schilderung dieses Lebensganges ist so unmittelbar aus den Quellen geschöpft durch Auszüge aus den Schriften in dem treuherzigen schwyzer Tütsch, daß darin ein interessantes Stück Kulturgeschichte geboten wird, das die Verlagshandlung durch reichen Bilderschmuck noch besonders zu einem solchen zu gestalten sich bemüht hat.

Die Bedeutung Redingers wird im 20. Abschnitt dahin bezeichnet, daß er für die Verbreitung der comenianischen Reformgedanken bezüglich des Unterrichts in der lateinischen Sprache mit Eifer und Erfolg tätig war, teils als Schulmann und Sprachmethodiker durch seine Bearbeitung der Schulbücher des Comenius und durch seine Schultätigkeit, teils als Sprachforscher, der u. a. die Herstellung eines deutschen Wörterbuchs unter besonderer Berücksichtigung des Dialekts forderte. In dieser Hinsicht ist ihm ein Verdienst nicht abzustreiten.

Der Anhang enthält eine Korrespondenz des Comenius mit Redinger, die schon in der von Dr. Kvacala herausgegebenen Comenius-Korrespondenz veröffentlicht ist, einen Abschnitt aus Redingers deutsch-lateinischer Ausgabe der *Schola ludus* und die von ihm selbst erzählte Reise in das türkische Heerlager 1664. Das Ganze ist ein dankenswerter Beitrag zur Comenius-Literatur.

Eßlingen (Württemberg).

Dr. Brügel.

Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Begründet von J. J. Herzog. In dritter verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben von Albert Hauck. 15. Band: Patristik bis Predigt. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung 1904. (820 S. Lex.-Okt.) Geb. 12 Mk.

Der neue, besonders für die Papstgeschichte (Paul, Pius) wichtige Band enthält wiederum verschiedene auf die vorreformatorischen religiösen Volksbewegungen bezügliche Artikel. Über die *Pauperes catholici*, eine Vereinigung früherer Waldenser, die unter Innocenz III. nach Aussöhnung mit der herrschenden Kirche den Zusammenschluß zu frommer Lebensführung fortsetzten, berichtet Zöckler. Bei Peter von Bruis, der im 12. Jahrhundert gegen das katholische Kirchentum auftrat und als Ketzer verbrannt wurde, läßt es S. M. Deutsch dahingestellt, ob er als Schüler Abälards betrachtet werden dürfe. Döllinger hat an Peter von Bruis' Verbindung mit dem Katharertum gedacht, immerhin erscheint er als merkwürdige Persönlichkeit in einer Zeit großer Gärung. Als Verfasser einer wichtigen Quellschrift über die Sekte der Petrobrusianer kommt hier Petrus der Ehrwürdige, Abt von Cluni, in Betracht, den Grützmacher in eingehender Weise würdigt. Über Jacobus Philippi aus Basel, den

Verfasser der bedeutsamen reformatorischen Schrift „Vita clericorum“, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts in enger Beziehung zu den Brüdern vom gemeinsamen Leben stand, handelt L. Schulze. Zu erwähnen ist auch S. Cramers Artikel über Pierre Poiret (1646—1719), bekannt als antikirchlicher Mystiker neben Gottfried Arnold und wegen seiner Beziehungen zu Frau Guyon und der Bourignon beachtenswert. Poiret ging von Cartesius aus, wurde daneben von Tauler und a Kempis beeinflusst und lebte seit 1676 in Holland. Nicht unterlassen sei ferner ein kurzer Hinweis auf Zöcklers gründliche Arbeit über Philo von Alexandrien und Carl Mirbts Aufsatz über den Pietismus am Schlusse des Bandes.

G. F.

---

## Bemerkungen und Streiflichter.

Im Januar 1905 waren 300 Jahre und im Juli 1905 250 Jahre verflossen, seitdem Friedrich von Logau zu Nimptsch in Schlesien das Licht der Welt erblickte, bzw. in Liegnitz als fünfzigjähriger Mann das Zeitliche gesegnet hat. Logau gehörte zu den sog. Sprachreinigern des 17. Jahrhunderts, die nach der Ansicht zeitgenössischer wie späterer Gegner durch ihre „kindischen Spielereien“ den Anspruch auf ernste Beachtung verwirkt hatten. Tatsächlich ist Logaus Andenken ein volles Jahrhundert hindurch völlig verschollen gewesen und wenn nicht Lessing und Ramler, d. h. zwei Männer, die außerhalb des Kreises der zünftigen Gelehrsamkeit standen, hundert Jahre nach Logaus Tod des vergessenen Mannes Sinngedichte von neuem herausgegeben hätten, so wäre wohl noch heute von ihm wenig in den üblichen Handbüchern zu finden. Und doch ragt Logau sowohl als Dichter wie als Mensch aus seiner Zeit hoch empor und von seinen Sinngedichten verdienen manche den besten Erzeugnissen dieser Gattung, die die deutsche Sprache kennt, an die Seite gestellt zu werden. In Logaus Anschauungswelt spiegelt sich der Ideenkreis des Bundes, dem er seit 1648 unter dem Ordensnamen „der Verkleinerer“ angehörte, auf das deutlichste wieder, auch versteht man das echt freundschaftliche, ja brüderliche Verhältnis, in dem er z. B. zu dem mit ihm am gleichen Tage aufgenommenen Herzoge Ludwig IV. von Liegnitz stand, erst dann vollständig, wenn man das Wesen und die Bedeutung und die mächtige erziehende Kraft dieser Brüderschaft kennt.

---

Über die Veröffentlichungen der C. G., insbesondere über die Vorträge und Aufsätze aus der C. G., sind abermals eine größere Zahl von Besprechungen und Anzeigen zu verzeichnen. Über Willy Pastors Aufsatz „Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre“ (Berlin, Weidmann 1905) berichtet in der Christlichen Welt, XIX. Jahrg., Nr. 34 Reinhard Liebe und in der Literarischen Beilage zu der Lehrer-Zeitung für Thüringen u. s. w., 1905, Nr. 8, Dr. Hugo Göring. Über die Abhandlung von Paul Deußen, Védanta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie (Berlin 1904) veröffentlicht die Christliche Welt vom 18. Mai 1905, Nr. 20 eine Besprechung. — Über Ludwig Keller, J. G. Herder und die Kultgesell-



schaften des Humanismus (Berlin 1903) handelt Ernst Fischer in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, Bd. 126, S. 221 f., ferner Paul Seliger in der Zeitschrift „Das literarische Echo“, VII. Jahrg. (1905), Nr. 21, sodann Alfred Heubaum in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, XV. Jahrg. (1905), sowie die Schlesische Schulzeitung, Jahrg. 1905, Nr. 13. — Über Keller, „Der Humanismus, sein Wesen und seine Geschichte“ (Berlin 1904), haben u. a. Berichte gebracht: Die deutsche Literaturzeitung vom 29. April 1905, N. 17, das Protestantenblatt, Beilage Nr. 20, vom 13. Mai 1905 und die Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung, Nr. 20 von 1905.

Im Zusammenhange mit der erneuten Beachtung, die Schiller in Folge der Jahrhundertfeier zuteil geworden ist, hat auch die aus diesem Anlaß erschienene Festschrift der C. G. von Ludwig Keller, Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus (Berlin, Weidmann 1905) vielfache Besprechungen erfahren. Wir wollen hier nur einige Zeitschriften und Zeitungen namhaft machen. Es haben sich darüber u. a. ausgesprochen: Max Koch (Breslau) in dem Literarischen Centralblatt (hrsg. von Zarncke) vom 20. Mai 1905, Nr. 21, ferner Alfred Heubaum (Berlin) in den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, XV. Jahrg., 1905, Schönwald (Leubus) im Protestantenblatt, 38. Jahrg., Nr. 32 vom Jahre 1905, Rudolf Krauß in der Deutschen Monatsschrift für das gesamte Leben der Gegenwart, Juni-Heft 1905, S. 593 f., ferner Franz Strunz in den Mitteilungen für die Geschichte der Naturwissenschaften und Medizin, 1905, Nr. 15, sodann Karl Berger (Darmstadt) in der Zeitschrift „Das literarische Echo“, VII. Jahrg. (1905), Nr. 22, ferner Friedrich Dernburg in der Literarischen Beilage des Berliner Tageblatts vom 5. August 1905, sodann Eugen Wolff (Kiel) in der Beilage zum Hamburgischen Correspondenten Nr. 18 vom 3. Sept. 1905, endlich eine Reihe nicht genannter Verfasser in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“, XVI. Jahrg. (1905), Heft IV, die „Literarische Rundschau für das evangelische Deutschland“, 1905, Nr. 5, die Vossische Zeitung vom 15. April 1905, die Deutsche Schulzeitung, Jahrg. 1905, Nr. 21, Westermanns Illustrierte Monatshefte, 1905, Nr. 585, S. 444 und die Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung, 1905, Nr. 20.

Es ist erfreulich, daß die Frage nach Schillers Stellung in der Entwicklung der Geistesgeschichte, die wir an dieser Stelle zur Erörterung gestellt haben, so vielfachen Wiederhall in Zeitschriften und Zeitungen verschiedener Richtung gefunden hat, noch erfreulicher aber, daß anerkannte Litterarhistoriker und Historiker wie Prof. Dr. Max Koch in Breslau, Prof. Dr. Alfr. Heubaum in Berlin, Archivrat Dr. Rud. Kraas in Stuttgart, Prof. Dr. Eugen Wolff in Kiel, Dr. Friedrich Dernburg in Berlin, Privatdozent Dr. Franz Strunz in Brün u. A., die Antwort auf obige Frage, wie sie hier gegeben worden, im Wesentlichen für zutreffend halten, selbst wo sie die weitere Nachprüfung von Einzelheiten wünschen. Im Gegensatz zu dem übereinstimmenden Urteile der oben genannten Litterarhistoriker hat Oberlehrer Dr. Karl Berger in Darmstadt eine abweichende Meinung im „Literarischen Echo“, VII. Jahrg. 1905,

Nr. 22, zum Ausdruck gebracht; er bedauert, daß „ein so besonnener Gelehrter, wie Ludwig Keller, der Gefahr nicht entgangen sei, die Dinge zu zwingen“ und daß dessen Schrift überwiegend Kombinationen und Vermutungen biete, die der historischen Unterlage entbehren. Wir bitten unsere Leser, Bergers ersten Band über Schiller, München 1905, mit unserer Schrift zu vergleichen. Haben die oben genannten Autoritäten in der Beurteilung der vorgebrachten Tatsachen recht, so ist Bergers Buch in wesentlichen Teilen schon heute veraltet; hat Berger in der Ablehnung der neuen Tatsachen recht, so bedarf die völlige Ignorierung des Maurerbundes und seines Einflusses, wie sie Karl Berger in seinem Buch beliebt, keinerlei Berichtigung.

### Berichtigung.

Im 3. Heft dieser Zeitschrift berichtet Heinrich Romundt über eine kleine, zum Gedächtnis Kants von mir veröffentlichte Schrift mit folgenden Worten (S. 194): „Goldschmidt läßt S. 35 Kant zu schreiben beginnen, als „der deutsche Rationalismus in höchster Blüte war“. Wie indessen stimmt zu diesem Satze, sofern Goldschmidt dabei den Beginn von Kants Unternehmen in der Kritik d. r. V. (1781) im Sinne hat, daß der Mann, der durch sein Werk das „in höchster Blüte“ Stehende zu noch größerer Blüte gebracht haben soll, von dieser seiner Zeit (1783) sagt, es ständen in ihr die Sachen der ganzen spekulativen Philosophie (auf deren Wiederherstellung eben Kant ausging) so, daß sie, so sagt er, auf dem Punkt sei, völlig zu erlöschen.“ In meiner Schrift steht aber unzweideutig: „Als er (Kant) zu schreiben begann, war der deutsche Rationalismus in höchster Blüte; es schien, als ob das Dogma der Schrift durch Dogmen der Vernunft abgelöst sei. Da wandte sich sein Blick, frei von historischer Blendung, zurück auf den Ursprung und die ersten Quellen aller Erkenntnis!“ Hier steht also, was der geschichtlichen Wahrheit entspricht, daß Kant seine Tätigkeit eröffnete, als der deutsche dogmatische Rationalismus in höchster Blüte stand, und ebenso deutlich, daß er sich mit der Kritik der Vernunft von ihm abwandte.

Jene Gedanken sind also Eigentum des Herrn Referenten, wie andere auch, ich habe sie nicht zu verantworten. Wenn der Referent ferner selbst für die niedrige Region der „Maulwurfshügel“ lobende Anerkennung findet, so macht das seinem guten Herzen alle Ehre. So schmeichelhaft dies Lob aber sein möchte, so muß ich es doch dankend ablehnen. Ich verdiene es nicht. So habe ich mich der bei meiner Schrift gerühmten „Worttreue“ gar nicht befleißigt, während mir allerdings an Treue der Begriffe sehr viel gelegen ist. Der Referent kann sich an obigem Beispiel davon überzeugen, daß die „Worttreue“ auch für ihn nicht ausreichend gewesen ist.

Gotha, Mai 1905.

Ludwig Goldschmidt.

- Heynacher, Max.** Goethes Philosophie aus seinen Werken. 428 S. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1905. Preis 3,60 Mk.
- Hume, David.** Dialoge über natürliche Religion. Ueber Selbstmord und Unsterblichkeit der Seele. 105 S. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1905. Preis 1,50 Mk.
- Klapp, Ludwig.** Jesus als Führer moderner Menschen. 24 S. Hamburg, Hermann Seippel, 1905.
- Kühnemann, Eugen.** Dr. Ausgewählte Briefe von Friedrich von Schiller. I. Bd. 226 S. II. Bd. 302 S. Hamburg-Großborstel, Verlag d. deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 1905.
- Larsen, Karl.** Prof. Krieg und Menschen. Psychologische Bilder aus einem modernen Kriege. 60 S. Kiel, Lipsius & Fischer, 1905. Preis brosch. 1 Mk.
- Lasson, Georg.** Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundriss. II. Aufl. 522 S. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1905.
- Lentz, Alfred.** Dr. Schiller als Mensch. Festrede gehalten bei der von der Stadt Hameln veranstalteten Schillerfeier am 9. Mai 1905. 10 S. Hameln, C. W. Niemyer.
- Loesche, Georg.** Dr. Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. Jubiläumsband 1904. 434 S. Leipzig, Julius Klinkhardt.
- Michelis, Wilhelm Heinrich.** Antisophie. 45 S. Berlin, Georg Eichler, 1905. Preis 1 Mk.
- Müller, Ernst.** Prof. Dr., Schiller-Büchlein für Schule und Haus. 191 S. Leipzig, G. Freitag und Wien, F. Tempsky, 1905. Preis geb. 1 Mk.
- Oppermann, Edmund.** Friedrich Wilhelm Dörpfeld. A. u. d. T. Männer der Wissenschaft, Heft 3. 44 S. Leipzig, Wilhelm Weicher, 1905. Preis geb. 1 Mk.
- Ostwald, Wilhelm.** Dr. A. u. d. T. R. W. Bunsen. Männer der Wissenschaft, Heft 2. 40 S. Leipzig, Wilhelm Weicher, 1905. Preis geb. 1 Mk.
- Pestalozzi, Johannes.** „Das persönliche religiöse Bewußtsein und seine Bedeutung für die Kreise des Volkesanzen und Weltganzen“. Denkschrift dem Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin gewidmet. 80. 50 S. Als Manuskript gedruckt.
- Philosophische Bibliothek.** Bd. 26. René Descartes' philosophische Werke. Erste Abt.: Abhandlung über die Methode. Neu übersetzt u. herausgegeben von Dr. Artur Buchenau. 80. 70 S. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1905. Preis 0,60 Mk.
- Pick, Albert.** Prof. Dr. Festschrift zum hundertsten Todestage Schillers. Schillers Reise nach Berlin im Jahre 1804. 60 S. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1905.
- Religion und Weltliebe.** Von einem Christen. Zweite Aufl. 80. 46 S. Dresden, E. Pierson's Verlag (R. Lincke, K. K. Hofbuchhändler), 1903. Preis 1 Mk.
- Romundt, Heinrich.** Dr. Kants Kritik der reinen Vernunft abgekürzt auf Grund ihrer Entstehungsgeschichte. Eine Vorübung für kritische Philosophie. 80. 112 S. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann. Preis 2 Mk.
- Riess, Max.** J. Gottlieb Fichte. Ein Evangelium der Freiheit. III. Bd. 316 S. Jena und Leipzig, Verlag bei Eugen Diederichs, 1905.
- Zwei Schriften des Münsterschen Wiedertäufers **Bernhard Rothmann.** Bearbeitet durch Dr. Heinr. Detmer (†) und Robert Krumbholtz. Gr. 80. 132 S. Dortmund, Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus, 1904.
- Schläfer, Gustav.** Kirchengeschichte. Der Entwicklungsgang der Kirche Jesu Christi in Umrisen und Ausführungen für Religionslehrer, Seminaristen und Präparanden. Dritte, vermehrte und verbesserte Aufl. 80. 260 S. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1904. Brosch. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.
- Scheumann, K. H.** Von der Eroberung der Landschaft. Gedanken über ästhetische Naturauffassung. 40 S. Dresden-A., Gewerbe-Buchhandlung, Ernst Schürmann. Preis 80 Pfg.
- Schiller-Reden** gehalten von J. Grimm, L. Doederlein, F. J. Vischer, A. Stoeber, C. Grunert, K. Gutzkow, K. S. Schwarz, E. Curtius, E. Guhl, M. Carrière, R. Gottschall, W. Mangold, G. Zimmermann nebst Goethes Epilog. Gr. 80. 144 S. Ulm 1905, Heinrich Kerler, Verlags-Konto.
- Schläger, Friedrich.** Schillerworte zum 9. Mai 1905, dem Tag der 100. Wiederkehr des Todestages des großen Dichters, aus Schillers Dramen. 166 S. Gießen, Emil Roth, 1905. Preis geh. 1 Mk. Kalkoeband mit Goldprägung 2 Mk.
- Schneider, Th.** Oberlehrer. Michael Servet. Ein Vortrag gehalten am 28. Oktober 1903 zum 350. Jahrg. Gedächtnis seiner Verbrennung. 80. 40 S. Wiesbaden, Verlag von Moritz & Münzel, 1904. Preis 70 Pfg.
- Schnater, G.** Zur Jugend- und Erziehungs-Geschichte Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. I. Teil. A. u. d. T. Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge VIII. Im Auftrage der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegeben von Karl Kehrbach. Gr. 80. 114 S. Berlin, A. Hofmann & Co., 1904.
- Spinoza, Baruch.** „Ethik.“ Uebersetzt von Dr. Otto Baensch. 80. 311 S. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1905. Preis 3 Mk.
- Stauda, Paul.** Die Bedeutung der Gleichnisreden Jesu in neuerer Zeit. Gr. 80. 18 S. Langensalza 1903. Verlag von Hermann Bayer & Söhne.
- Steinecke, O.** Die Diaspora der Brüdergemeine in Deutschland. Zweiter Teil: Mitteldeutschland. Gr. 80. Halle a. S., Richard Mühlmann's Verlagsbuchhandlung, 1905.
- Stelling, H.** Auswahl aus Bismarcks Familienbriefen. 80. 152 S. Stuttgart und Berlin 1905, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Preis 1 Mk.
- Stettiner, Paul.** Dr. Der Tugendbund. 57 S. Königsberg i. Pr., Wilh. Koch, 1904.
- Strunz, Franz.** Dr. Die Psychologie des Joh. Bapt. van Helmont in ihren Grundlagen. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturphilosophie. Gr. 80. 16 S. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Leipzig, K. Voigtländer's Verlag.
- Strzemecha, Paul.** Friedrich von Schiller. Wilhelm Tell. Dritte Auflage. Leipzig, G. Freitag und Wien, F. Tempsky, 1905. Preis geb. 75 Pfg.
- Vaihinger, Hans.** Dr. und **Bauch, Bruno.** Dr. Kant-Studien. Philosophische Zeitschrift. Bd. X. H. 3. Festheft zu Schillers hundertstem Todestage. 411 S. Berlin, Verlag von Reuther & Reichard, 1905.
- Wehrmann, M.** Die Begründung des evangelischen Schulwesens in Pommern bis 1663. 72 S. Berlin, A. Hofmann & Co., 1905. Preis 2 M.
- Wernicke, Alexander.** Schiller und der deutsche Idealismus, zum 9. Mai 1905. Abdruck aus den „Bayreuther Blättern IV—VI. Gr. 80. 60 S. Bayreuth 1905. Druck v. Lorenz Ellwanger vorm. Th. Burger.
- Wolf, Eugen.** Schiller im Urteil des zwanzigsten Jahrhunderts. Stimmen über Schillers Wirkung auf die Gegenwart. 172 S. Jena, Herm. Costenoble, 1905.
- Wolf, Walter.** Beiträge zu einer Reformationsgeschichte der Stadt Aachen. Neue Folge. Heft 7. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1905.
- Wohlrahe, Dr.** Rektor. „Schillerbüchlein.“ Zum Gedenken der 100 jährigen Wiederkehr des Todestages des Dichters. Gr. 80. 160 S. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlung, 1905. Preis 60 Pfg.
- Vogel, August.** Dr. Ueberblick über die Geschichte der Philosophie in ihren interessantesten Problemen. I. und II. Teil. 127 und 200 S. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1905. Preis 1,60 Mk. bzw. 2,60 Mk., geb. 2 Mk. bzw. 3 Mk.
- Vorländer, Karl.** Immanuel Kants kleinere Schriften zur Logik und Metaphysik. Zweite Aufl. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung, 1905. Preis 5,20 Mk.
- Zeitschrift des Mährischen Landesmuseums.** Herausgegeben von der Mährischen Museums-gesellschaft. V. Band, I. Heft. Gr. 80. Brünn, Druck von Rudolf M. Rohrer, 1905.

Aufträge und Anfragen  
sind zu richten  
an die Weidmannsche Buchhandlung  
Berlin SW., Zimmerstraße 94.

# Anzeigen.

Aufnahmebedingungen:  
Die gespaltene Nonpareillezeile oder  
deren Raum 20 Pfg. Bei größeren  
Aufträgen entsprechende Ermäßigung.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

# Philipp Melanchthon.

Ein Lebensbild

von

Georg Ellinger.

Mit einem Bildnis Melanchthons.

gr. 8. (XVI u. 624 S.) 1902.

Preis geh. 14 Mk., geb. 16,50 Mk.

„Nachdem seit Karl Schmidts verdienstlicher Melanchthon-Biographie mehr als 40 Jahre dahingegangen sind, welche jedoch viele Einzeluntersuchungen und manche neuen Erkenntnisse über den großen Reformator gebracht haben, hat jetzt G. Ellinger die Ergebnisse der neueren Forschungen über Melanchthon in einem ausführlichen Lebensbilde dargestellt, welches ebenfalls ein sehr anerkanntes Werk geworden ist. Der Verfasser zeigt sich gleichmäßig bewandert auf dem geschichtlichen wie auf dem theologischen Gebiet; und vielleicht weil er nicht Theologe von Fach ist, hat er sich um so leichter die Objektivität seinem Helden gegenüber bewahrt, trotz der auch deutlich zu erkennenden Zuneigung zu ihm. Wie er sich durch seine Studien selbst in Melanchthons Person und die Zeitströmungen, welche diesen umgaben, sehr genau hineinzuversetzen vermocht hat, so ist es ihm auch gelungen, dem Leser ein höchst lebendiges, anschauliches Bild von dem Entwicklungsgang und dem gesamten geistigen Wesen des Reformators zu zeichnen, von seinen Bestrebungen und Wirkungen, von seinen Vorzügen, aber auch von seinen Schwächen, die mit Gerechtigkeit und Milde beurteilt werden. So verdient denn Ellingers Buch unbedingte Empfehlung, besonders auch für Schulbibliotheken.“

**Monatsschrift für höhere Schulen.**

„Ellingers Melanchthon darf als eine fleißige, die gesamte vorliegende Literatur berücksichtigende, klar und übersichtlich geschriebene Darstellung des Lebens Melanchthons bezeichnet werden und sei daher den Fachgenossen auch an dieser Stelle empfohlen.“

**Neithwisch' Jahresberichte über das höhere Schulwesen.**

„Es ist eine höchst sorgfältige, wohlwogene und zuverlässige Darstellung vor allem der Persönlichkeit Melanchthons.“

**Die Christliche Welt.**

„Doch wollen wir gleich betonen, daß der Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt, gründlich und genau und doch allgemeinverständlich zu sein, trefflich gelöst hat. Man braucht wirklich nur die gewöhnlichen geschichtlichen und theologischen Kenntnisse zu haben und wird doch das umfangreiche Buch mit Verständnis und andauerndem Interesse lesen können.“

**Deutsche Literaturzeitung.**

Mit einer Beilage der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.